Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1848)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655077

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des hinkenden Boten Neujahresgruß.

Der Bote bringt schon manches Jahr
Euch seine besten Wünsche dar;
Er ist zwar alt, doch seine Treu
Bleibt ewig frisch und ewig neu.
Er wandert stets Land auf und ab,
Er hinket fort bis an sein Grab;
Und wo der Gute wird bethört
Vom Schlechten, oder wo er hört,
Daß Tugend weint und Bosheit lacht,
Da sagt's der Bote, denn er wacht,
Er sieht das Böse, sieht das Gute,
Sagt alles frei mit frischem Muthe.
Und geht die Wahrheit übel an,
So denkt, sie kömmt vom alten Mann,
Der's treu und ehrlich mit euch meint,
Der ob dem Bösen mit euch weint,
Der eures Glückes sich erfreut
Und mit euch theilet Sorg' und Leid.
Der Bote fand auch jetzt wie immer
Oft statt des Goldes nur den Schimmer,
Statt Tugend oft nur Narrethei,
Statt Frömmigkeit nur Heuchelei.
Doch sah er auch in mancher Hütte,
In Armuth, in des Jammers Mitte
Des wahren Christen frommes Herz,
Das in Geduld erträgt den Schmerz,
Das hoffet auf ein besser Loos
Dereinst in seines Gottes Schooß.
Das Vaterland litt schwere Noth,
Wie Viele schrie'n umsonst nach Brod!
Der Bote traf bei jedem Schritt
So manchen an, der Mangel litt.
Und all' den Jammer weit und breit
Sah euer Bot mit Herzeleid.

Doch sah er Reiche auch im Stillen
Den Willen Gottes treu erfüllen;
Sie theilten mit von ihrer Habe,
Sie schenkten manche schöne Gabe
Dem armen Bruder, dessen Schlummer
Entflohen war vor Noth und Kummer.
Sie werden einst an Gottes Thron
Empfangen ihrer Tugend Lohn.
Daß euch der Himmel nun bewahr
Vor Unglück in dem künft'gen Jahr,
Daß Leid' und Sorge weichen mögen,
Zu Theil euch werde Gottes Segen,
Daß eure Saaten schön gedeihen,
Und reiche Früchte euch verleihen,
Daß Gott euch schenke jenen Frieden,
Den er dem Frommen stets beschieden, —
Das wünschet euch der lahme Bote,
Der treue Freund von altem Schrote.

Der Bote erklärt den Kalender.

(Fortsetzung.)

Zwischen dem Palmsonntage und Ostern liegen der sogenannte grüne oder hohe Donnerstag und der Charfreitag. — Warum grün? Die Gelehrten wissens nicht recht, und ich noch weniger. Hoher Donnerstag, weil an diesem das Abendmahl eingesetzt wurde. Char ist ebenfalls noch nicht erklärt. Diese ganze Woche heißt auch hohe Woche, weil früher bei uns in dieser die sieben Passionspredigten, jeden Tag eine, gehalten werden mußten. Weil aber in dieser Zeit der Landmann mit den Frühlingsarbeiten alle Hände voll zu thun hat und darum diese wichtigen Predigten schlechtlich besucht wurden, so wurde später eine längere Zeit dazu bestimmt.

Ostern. Ueber die Bestimmung der Osterzeit ward in der alten christlichen Kirche viel und lange gestritten. Anfänglich hielt man sich an die Zeit des jüdischen Paschafestes. Bald aber fiengen die beiden Kirchen, die Morgenländische, deren Hauptsitz Konstantinopel war, und die Abendländische, die von ihrem Hauptsitze die Römische heißt, einen völlig unnöthigen und ärgerlichen Streit an. Die Morgenländische wollte erzwingen, daß die ganze Christenheit bei dem jüdischen Pascha bleiben sollte, die Römische wollte sich den Juden nicht gleich stellen, und begehrte, daß man das Osterfest feire am ersten Sonntage nach dem jüdischen Pascha. Es gab große Entzweiung und Bitterkeit deßhalb. Und das ist eben das Uebel, daß die armen Menschen so an äußerlichen Dingen bei der Religion hängen, darüber zanken, und über dem Buchstaben den Geist vergessen, der doch allein lebendig machen kann. Der Bote weiß, daß ehemals viel Streit daher entstand, daß die Lutheraner beteten: „Vater unser," die Reformirten hingegen: „Unser Vater!" Das ist einfältig, denkt der Leser, und der Bote denkts auch. Aber leider giebt es auch heute noch viele solche Buchstaben-Christen, denen der Geist mangelt.

Ostern wird nun so berechnet und bestimmt:

1. Das Fest wird jederzeit an einem Sonntage gefeiert.
2. In der ganzen Christenheit am gleichen Tage.
3. Am ersten Sonntage nach dem Vollmond im Frühling.
4. Des Frühlings Anfang ist gesetzt auf den 21. Merz.

5. Und wenn der Vollmond auf einen Sonntag fällt, ist das Osterfest acht Tage hernach.

Also kann Ostern nie früher als am 22. Merz, nie später als am 25. April fallen.

Ueber die Maria Verkündigung ist zu bemerken, daß sie immer auf den 25. Merz fällt. Die Katholiken feiern bekannlich viele Feste zu Ehren der Jungfrau Maria, die Reformirten aber nur die Maria Verkündigung. Ihnen bedeutet dieses Fest die Ankündigung der baldigen Geburt des Heilandes.

Bei dem ersten Sonntage nach Ostern steht: Quasi — d. h. quasi modo geniti, als die neugebornen Kindlein, weil da aus 1. Petr. II. 2. gesungen wird.

Beim zweiten Sonntage nach Ostern: Mis., heißt misericordiæ plena est terra Domini, „die Erde ist voll der Güte des Herrn, aus Ps. XXXIII. 5.

Der dritte Sonntag nach Ostern hat: Jub., d. i.: Jubilate Deo omnis terra, aus Ps. LXVI, 1. Jauchze Gott, du ganze Erde.

Der vierte heißt: Cantate, nach Psalm XCVIII 1. Cantate Domino canticum novum, singet dem Herrn ein neues Lied.

Der fünfte heißt Rogate, oder rogationum, Sonntag der Gebete, weil hiermit in der katholischen Kirche die Betwoche mit den Prozessionen beginnt.

Der sechste heißt: Exaudi — Domine vocem meam, aus Psalm XVII, Herr höre meine Stimme.

Der siebente Sonntag nach Ostern ist der Pfingsttag. Den Juden galt dieß Fest der Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai und war zugleich ihr Erndtefest. Uns Christen ist es das Fest der Ausgießung des heil. Geistes. Es fällt immer auf den fünfzigsten Tag nach Ostern.

Zwischen Ostern und Pfingsten, zehn Tage vor dieser, fällt die Auffahrt, das Fest der Himmelfahrt Jesu, worüber der Leser keiner Erklärung bedarf. Aber der Bote kann hier nicht verschweigen, daß er und viele andere Christenleute sich allemal schwarz daran ärgern, daß dieser heilige Tag von vielen entheiligt und zum Sauf- und Hudeltage gemacht wird, woran sich Tausende mit Trunkenheit, Johlen, Lärmen, Fluchen, Schwören, Zanken und Schlägereien gottlos versündigen, wie es unter Christenmenschen gar nicht erlaubt ist.

Noch ein anderer Tag ist zu bemerken: am 3. Mai † Erfindung. Es soll nämlich Helena, die Mutter des Kaiser Konstantin des großen, auf der Schädelstätte bei Jerusalem das Kreuz Christi wieder aufgefunden haben. Die römische Kirche feiert diesen Tag.

Der erste Sonntag nach Pfingsten heißt Trinitatis, Dreifaltigkeit, Fest der Dreieinigkeit. Von da an werden die Sonntage bis zum Advent der Ordnung nach berechnet: 1. heißt erster Sonntag nach Trinitatis und so fort.

Das Fronleichnamsfest, ein bewegliches Fest, das immer auf den ersten Donnerstag nach Trinitatis fällt, ist ein katholisches Fest. Indem die Katholiken glauben, durch den Segen des Priesters werde das Brodt im Abendmahl in den wahren, eigentlichen Leib Christi verwandelt und es solle also dieses Brodt, dieser Leib Christi angebetet werden, so ward zur Verehrung dieses heiligen Leichnams das Fest eingesetzt.

Am 24. Brachm. ist Johannes der Täufer. Merk 1) Vor altem wurden an diesem Tage Freudenfeuer angezündet, weil wenige Tage zuvor die Sonne in den Krebs

getreten, also der Sommer angefangen war. 2) Um diese Zeit fangt der Gesang aller Vögel an zu verstummen, also ruft auch der Kuckuck selten länger. Es ist nur Aberglauben, wenn man sagt: so manchen Tag der Kuckuck nach Sankt Johanni schreit, so manchen Batzen theuret das Brodt! — Es muß einmal immer prophetet sein, und so ersinnt der Mensch eine Menge Thorheiten!

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung.)

Daß die Vögel nicht lebendige Junge zur Welt bringen, sondern Eier legen, das weiß jedes Kind. Aber eben darum, weil das alle wissen, meint man, es sei da nichts zu denken, das müsse nun einmal so sein. Ist aber doch merkwürdig, und wer's nicht wüßte und hielte ein Ei in der Hand, der würde kaum glauben, daß daraus ein lebendiges Thier hervorgehen könnte! Und das geht nun so zu! Die Mutter sitzt fest auf den Eiern und erwärmt sie. Bei einem Hühnerei zeigt sich am Ende des ersten Tages eine Spur von einem werdenden Geschöpfe. Am zweiten bemerkt man schon die erste Bewegung, nämlich das Schlagen des künftigen Herzens; denn von diesem aus geht die ganze Bildung. Nach fünf Tagen ist das Thier schon da, aber noch nicht fest, sondern nur noch ein steifer Brei, der Kopf sehr groß, die Augen außerordentlich groß. Am vierzehnten Tage fangen die Fecken an auszubrechen; am neunzehnten kann es schon einen Ton von sich geben, und am 21. ist es gemeiniglich zum Auskriechen reif.

Die Dauer der Bebrütung ist aber nicht bei allen Vögeln gleich; ja die gleichen Arten brauchen oft ungleiche Zeit, je nachdem wärmer oder kälter Wetter ist. Die ausgekrochenen Jungen haben noch sehr kurzen Flaum und so sitzt die Mutter noch eine Zeit lang über ihnen, damit sie warm haben und trocken werden.

Jetzt geht die Sorgfalt der Mutter erst recht an, manchmal hilft auch der Vater. Die Jungen bleiben eine Zeitlang im Neste, und die Alten müssen ihnen die Nahrung zutragen. Die Raubvögel bringen ihnen gefangene Thiere, die sie ihnen vorwerfen; der Storch Frösche, Blindschleiche, Schlangen; die meisten kleinern Vögel, Amseln, Staare, Finken u. dgl. bringen Insekten. Die Tauben weichen die Erbsen und Saamenkörner zuerst im eigenen Kropfe ein und füttern dann erst die Jungen damit. Ein kleiner Vogel, z. B. ein Hausrötheli, hat den ganzen Tag genug zu thun, wenn es seinen vier bis sechs Schreihälsen genug zu fressen schaffen will. — Die Hühner, Wachteln rc. laufen bald der Mutter nach, diese sucht ihnen Futter und lehrt sie dazu. Die jungen Enten laufen sogleich in's Wasser und schwimmen, als wenn sie es gelernt hätten.

Unbegreiflich groß ist die Liebe der Alten zu den Jungen und die Sorgfalt für sie. Der Raubvogel vertheidigt sein Nest mit Kraft und Muth. Die Henne, so furchtsam sie sonst ist, fliegt dem größern Hunde an den Kopf, wenn er sich ihren Jungen naht. Kleine schwache Vögel fliegen ängstlich umher und schreien. — Darum ist es eine Grausamkeit, die Nester auszunehmen, und vernünftige Eltern sollten es ihren Kindern durchaus nicht zulassen. Die Jungen, die man aus dem Neste genommen, gehen doch alle meist zu Grunde, weil Kinder nicht Geduld und Sorgfalt genug haben, sie gehörig zu füttern und aufzuziehen; und

so werden eine Menge nützlicher und angenehmer Geschöpfe zerstört, ohne daß ein Mensch Nutzen davon hat. —

Die jungen Vögel wachsen schnell. Manche fliegen nach 10 bis 15 Tagen aus dem Neste und werden von den Alten noch eine Zeitlang gefüttert. Sobald sie aber für ihre eigene Nahrung zu sorgen im Stande sind, verlassen sie die Eltern, und diese machen dann Anstalt zu einer zweiten Brut. Junge Vögel gleichen im Anfange noch nicht ganz den Alten; meist haben sie im ersten Jahre das Federkleid der Mutter. Dann aber geht mit ihnen die merkwürdige Veränderung vor, die man das Mausern heißt. Die alten Federn fallen aus und es treten neue an deren Stelle, die oft ganz anders gefärbt sind. Jetzt erst, im zweiten Jahre, unterscheidet sich das Männchen vom Weibchen. Ja manche Vögel gleichen im ersten, vielleicht sogar im zweiten Jahre den Alten so wenig, daß, wer's nicht weiß, sie für etwas ganz anderes ansieht, so z. B. der Habicht. Diese Veränderung geht aber nur das Federkleid an und ändert an den Gliedmassen und der Natur des Vogels nichts. Darum ist es eine Fabel, daß der Kuckuck im Alter ein Sperber werde! — Ein Haushahn ist erst im dritten Jahre vollkommen ausgefiedert, aber er ist doch nichts anderes geworden, als ein Hahn, und kein Raubvogel!

Von dem Aufenthalt der Vögel ist zu bemerken, daß sie über die ganze Erde verbreitet sind, in den heißesten und kältesten Erdstrichen gefunden werden, so gut als in den gemäßigten, und daß selbst das Meer mit sehr vielen Arten bevölkert ist. Einige Arten kommen in gewissen Verschiedenheiten fast überall vor, wie die Spechte; andere hingegen sind an gewisse Erdstriche gebunden, wie die vielen Arten von Papageien und Colibri. Einige sind Landvögel, und von diesen finden sich manche Arten nur in Berggegenden, wie der Lämmergeier, andre nur im flachen Lande, wie die Feldlerche. — Andere sind Wasservögel, wie die Enten, Taucher, Möven. Noch andere heißen Sumpfvögel, wie der Storch, die Reiher, Schnepfen. Andere sind eigentliche Hausvögel geworden, wie die Hühner, Gänse, Enten. Manche wohnen auf Felsen, wie die Adler, andere im Walde, wie die Drossel, Spechte ꝛc.; andere halten sich meist um die menschlichen Wohnungen auf, wie die Elstern (Agersten), Spatzen, Schwalben. Und überall ist für sie gesorgt, überall wissen sie sich zu helfen, überall finden sie ihre Nahrung.

„'s mues wahr sy; dä wo alle git,
vergißt o syni Vögel nit."

Etwas für manche Leser.

Die Narren hassen mich um mein satyrisch Lachen,
Und sie sind's selber doch, die mich zu lachen machen.

—

Willst du nicht in Kalender 'nein?
So laß die dummen Streiche sein.

—

Es ist so übel nicht, die Narren auszulachen!
Sie schämen sich vielleicht, und lernen's besser machen.

—

Von Narren lernen die Gescheiden,
Wie man die Narrheit soll vermeiden.

—

Wer mich richt',
Gedacht sein nicht;
Gedächt er seiner,
Vergäß er meiner. —

Aus dem Hochzeitbüchlein.

(Schluß.)

„Es ist eine gräuliche Sünd, so jemand sein eigen Kind muthwillig erwürgte, oder blind, oder lahm machte. Aber wie viel meinst du, daß du besser thust, wenn du dein Kind zwingst, zu einer Ehe, wozu es keine Lust noch Liebe hat? Ja wenn dein Kind lieber tod wäre?*)" — Eine solche, ohne Lust und Liebe, wider Herz und Willen erzwungene Ehe; eine Ehe, wo man nicht zwei Herzen, sondern nur zwei Geldsäcke zusammenbringt, die ist nicht mit Gott geschlossen, da hat der heidnische Götz Mammon präsidirt, da werden diese zwei nicht Ein Mensch, nicht Ein Herz und Eine Seele werden. Wo soll da der Segen herkommen? — Ich hab' eine solche Ehe gesehen. Von beiden Seiten war Geld genug! Beide jung, munter, und beide unglücklich; beiden verbitterten einander das Leben, mochten nicht mit einander arbeiten, wollten nicht das Brod am gleichen Orte anschneiden, nicht zu gleicher Zeit in die Schüssel langen! Da war keine Vereinigung zum gemeinsamlichen Gebet, aber der Mann verwünschte sein Weib, ob es gleich brav war! Da war Gott nicht bei ihnen, aber Asmodi, der Eheteufel, regierte! Gott behüte uns!

Da meinen so viele Eltern, sie haben alles für ihre Kinder gethan, wenn sie ihnen brav Geld, Häuser, Güter, Briefe hinterlassen. Aber sagt nicht der weise Mann Salomo: „mancher ist arm bei großem Gut, und mancher ist reich bei seiner Armuth? Friede ist besser als Geld, und Liebe ist der größte Reichthum. Ein Gericht Kraut im Frieden ist viel besser, als ein gemästeter Ochse mit Haß." Darum sollten Eltern viel eher sorgen, daß sie ihre Kinder in Gottes Namen wohl versorgen im Ehestand, als daß sie dieselben reich machen. Und dieses wohl versorgen ist abermal nicht nur mit Geld, Gut, Ehr und Ansehen, sondern mit Tugend und einem christlich-frommen Herzen. Denn nur bei solchen wohnet Gott mit seinem Segen, und dieser macht reich und bringet nicht Mühe und Verdruß mit sich.

Habt ihr's denn in euerm ehelichen Leben nicht selber erfahren, wie wichtig dieser Stand für die ganze zeitliche Wohlfahrt des Menschen ist? Lehret sie doch vor allem hohe Achtung und Ehrfurcht vor diesem Stande, und führet sie durch Wort und That, durch Lehre und Beispiel dahin, daß sie einst „in diesen Stand nicht anders treten, als mit einem heiligen Sinn und Gemüth, und mit aufrichtiger Begierde, Gott und ihrem Heiland zu dienen.*)" Es kommt alles drauf an, daß die Ehe mit Gott angefangen wird. „Also, sagt der Luther, soll man lehren alle jungen Menschen, die ihr Leben verbinden und in den heil. Stand der Ehe sich begeben wollen, daß sie mit rechtem Ernst Gott bitten um ein ehelich Gemahl. Denn auch der weise Mann Salomo spricht: Mit Gütern und Haus mögen Eltern ihre Kinder

*) Luther.

*) Der Schulmeister war seiner Zeit auch Sigrist, und hatte so die Liturgie der Ehe auswendig gelernt. Aber ich kann ihm zeugen, daß er sie nicht nur im Gedächtnisse hatte, wie der alte Sigrist von B., sondern er trug sie im Herzen, was nicht alle thun.

versehen, aber ein Weib wird allein von Gott gegeben, nach dem ein jeglicher würdig ist." Darin liegt eben der Hauptfehler, daß man die Sache nur als eine Weltsache ansieht, und nicht als eine heilige: daß man nach Geld und Gut, aber nicht nach Gott und seinem Worte fragt. Und darum sollten Eltern hierin ihre Kinder von der Welt weg und zu Gott zurück führen, und sie lehren, die Ehe heilig halten, ehe sie darein treten.

Als ich noch Schulmeister in W. war, hatte ich eine Nachbarsfrau, die mit Hühnern, Hähneli und Eiern ein Gewerbe trieb. Die ruft mich einmal, daß ich ihr helfe ihren Hühnerstall mit Brettern und Leisten vernageln. Der Marder hatte vorige Nacht dem Wirth seine Tauben gemezget und nun hatte sie Angst für ihre Hühner. Nachdem ich die Arbeit best möglich verrichtet und sie mir dankte, sagte ich, hast nichts zu danken, Babeli! Ich will dir lieber noch einen guten Rath oben drein geben. Für deine Hühner hast du nun gesorgt; sorge jetzt auch für deine Meitli, daß der Marder dir nicht in ihrer Schlafkammer Schaden anrichte. Eine verlorene Ehre und Unschuld ist viel schlimmer, als ein verlornes Huhn! — Aber — Babelis Antwort mag ich nicht hinschreiben. Genug! Innert der Frist von einem Jahre waren ihre beiden Meitli verführt von fremden Handwerksgesellen! Der Marder in der Meitli-Stube!!

Was will diese Geschichte? Es gibt deren viele. Ja wohl! Aber darum bitte ich alle Eltern um Gotteswillen: hütet doch eure Kinder in der Jugend und wachet über sie. Eine Ehe kann ohne Zucht und Ehrbarkeit, ohne Tugend und Frömmigkeit nie glücklich werden. Und wo soll Zucht und Ehrbarkeit herkommen, wenn die Leute in der Jugend in Unzucht zusammen lebten und die Sünde sie zur Ehe nöthigte, damit nicht die Schande nachfolgte? Hütet darum die Unschuld und Reinigkeit eurer Kinder, damit ihr ihnen, so viel an euch liegt, eine glückliche Ehe bereitet und euch und ihnen Schande und Herzenleid erspart.

Oeffnet ihre Herzen mit Liebe und gewöhnt sie ganz, euch aufrichtig zu sein und ihren Rath nur bei Vater und Mutter zu suchen. Es ist übel gefehlt, wenn die Tochter bei den Mägden Aufklärung sucht über solche Dinge, die man bisher vor dem Kinde verborgen hat, da wo Zucht und Tugend im Hause herrscht. Nur von der Mutter darf die Tochter lernen, was der Jungfrau und der künftigen Frau zu wissen nöthig ist. Es ist übel gefehlt, wenn der Jüngling bei des Vaters Knechten in die Schule geht, um zu lernen, was der Bube noch nicht wissen und der Jüngling selber nur spät vernehmen sollte. Der Vater allein soll ihn heranbilden zum Manne! Wehe vollends den Kinderseelen, wenn der Knecht die Tochter, die Magd den Sohn unterrichtet in solchen Dingen! Dann ist es gemeiniglich geschehen um Reinheit und Unschuld, und eine solche Vertraulichkeit zwischen Kindern und Dienstboten kann nur verderbliche Früchte bringen. Aber wo das Herz des Kindes mit inniger Liebe an den Eltern hängt und vor ihren Augen jederzeit offen daliegt, da steht Mutterliebe Schildwache an der Herzensthüre der Tochter, und des Vaters Sorge hütet die Tugend des Sohns.

Wo aus mit einander? „Ich geh mit meinem Buben zu Markt; er will sich ein eigenes Schaf kaufen und ich muß zusehen, daß er nichts Ungeschicktes macht." — Ei!

Laß du den Buben selber auslesen, er weiß selber am Besten, was ihm gefällt! „Ja! aber was solchen Buben gefällt, ist nicht immer das Beste. Ich muß doch zusehen, daß er wenigstens gesunde Waare kauft.“ — Abermal recht! Aber wenn er auf den Weibermarkt geht, wenn es darum zu thun ist, dir eine Sohnsfrau in's Haus zu bringen, da willst du ihn allein machen lassen? Versteht er sich besser auf Menschen, als auf Schafe? Oder ist an einer Frau weniger gelegen, als an einem Bock, oder Urfel, oder Aue? Willst du zugeben, daß er wie ein Nachtkautz in der Finsterniß herumfährt, in die Taubenhäuser schleicht und sucht, wo er einer Taube den Garaus mache? Willst du ihn mit den Nachtbuben in allen Meitli-Gaden herumfahren lassen, und warten, bis er dir vielleicht ein Tschudi heimbringt, das er nehmen muß? — Und, wie oben gesagt ist, mit den Töchtern ist's ebenso! Ihr dürfet nicht zusehn und warten, bis die unerfahrene Jugend verführt wird: dürft nicht die Schlafkammer der Tochter unbewacht lassen; dürft nicht dem Marder, dem Iltis, der Katze das Taubenhaus offen lassen. — Ihr sollet wissen, mit wem eure Kinder leben und umgehn, sollet rathen und warnen; sollet ihre Wahl leiten und mit der Vorsicht, Klugheit und Erfahrung des Alters der Unvorsichtigkeit, dem Leichtsinn und der Unerfahrenheit der Jugend in der wichtigsten Wahl ihres Lebens zu Hülfe kommen. Das ist der Eltern Pflicht und damit werden sie am besten für das Wohl ihrer Kinder und für das eigene sorgen.

(Wird fortgesetzt.)

Stiftung eines Klosters.

Daß es manchmal wunderlich in der Welt zugeht und manche Dinge einen gar kuriosen Ursprung haben, das weiß der Leser wohl. Aber der Bote will etwas erzählen, das sicher die wenigsten Leser wissen, wie nämlich eine Wildsau Schuld ist, daß ein Kloster gestiftet wird. — Um das Jahr 1150 lebte in der Probstei Münster, im Bisthum, der Probst Sigenard. Derselbe suchte, wie es damals häufig zu geschehen pflegte, zuweilen seine Lust auf der Jagd, die, bis nahe an unsere Zeit, für ein adeliches Vergnügen angesehen wurde. Einmal verfolgte er ein sehr großes Wildschwein so hitzig, daß er von seinem Gefolge ganz abkam und in der Wildniß sich ganz verirrte. Es ward finster und der Probst mußte die Nacht im Walde zubringen, ohne Obdach, ohne Bette, ohne Essen und Trinken! Am andern Tag suchte er emsig den Ausweg! Aber statt Erlösung kam er immer tiefer in die Wildniß; er rief, er schrie, aber keine Stimme antwortete! Noch eine armselige Nacht mußte er im Walde zubringen. Jetzt in der Angst ruft er Gott an, was er gar wohl schon früher hätte thun können, und gelobet, wenn ihn Gott aus Angst und Noth erlöse, so wolle er — nicht mehr jagen! Nein! — Er gelobet eine Kirche zu bauen. Item! Am dritten Tage endlich ward er erlöst, und hat nachher sein Versprechen gehalten, und hat an dem Orte, wo er verirrte, eine Kirche und ein Kloster gestiftet, und wegen dem Wildschwein diese Stiftung Belleläye genannt, denn das heißt auf deutsch eine schöne Sau. 1170 ward das Kloster zu einer Abtei gemacht, und mit vielen Rechten begabet. Die Revolution von 1798 machte der dortigen Herrlichkeit, wie noch mancher andern, ein Ende. Noch jetzt steht das schöne Klostergebäude von Bellelay, im Bernischen Amtsbezirk Münster, leer und unbenutzt.

Recht so!

Ein reicher Herr in Paris war mit seiner Familie aufs Land verreist, hatte aber seinen Haushofmeister zurückgelassen. Eines Morgens bezahlte er der Frau, welche dieses Stadtviertel mit Milch, Nydlen und Eiern versorgte, ihre bedeutende Rechnung und gieng fort. Bald rief ihm die Frau nach: „Verzeihn Sie, Herr, meine Rechnung beträgt nicht so viel, als Sie mir geben.“ Trotzig antwortete der Haushofmeister: „Desto schlimmer für Euch! Hättet ihr sogleich recht gezählt! Meine Rechnung ist richtig!“ Und spöttisch setzte er hinzu: „Was gilts, wenn ich Euch zu viel gegeben hätte, ihr würdet mich nicht zurückrufen.“ Aber die Frau sagt: „Sie irren sich; ein Goldstück von zwanzig Franken ist unter die kleine Münze gekommen. Da aber Ihre Rechnung richtig ist, so kann dieses Stück Ihnen nicht gehören, und so gebe ich es diesem armen Manne, der mich nicht beschuldigen wird, daß ich ihn habe betriegen wollen.“ Und so erhielt ein Armer ein prächtiges Almosen, und der Haushofmeister — eine häßliche lange Nase. Und darum sag' ich noch einmal: Recht so!

Wahr, aber grob gesprochen.

Ein Handwerker, von armen Aeltern geboren, hatte sich durch sein ausgezeichnetes Wohlverhalten in der Lern- und Wanderzeit, durch seine Geschicklichkeit, seinen Fleiß und sein ganzes Betragen nach seiner Heimkunft so beliebt gemacht, daß nicht nur ein weitläufiger Verwandter ihn zum Erben einsetzte, sondern daß er auch die einzige Tochter eines angesehenen und wohlhabenden Mannes zur Frau bekam. — Ein ehemaliger Schulkamerad, der aber lieber im Wirthshaus als in der Werkstatt war, auf allen Schießeten herumlief, und Handwerk und Hauswesen verwahrlosete, schimpfte ihn einmal vor vielen Andern, und sagte: „Du wärest kein solcher Herr, wenn dir nicht der Holzschlägel auf dem Estrich gekalbert hätte! Ha! sagte der Andere ganz ruhig: „Wenn die Holzschlägel kalbern könnten, so hättest du längst geboren.“

Merks: Es ist gefehlt, wenn ein Hausvater liederlich ist: aber zweimal gefehlt, wenn er noch gar die fleißigen ausspottet.

Für die Lästerzungen.

Der Lästerzungen Brut verfolget dich mit Schelten;
Um so viel mehr wirst du bei Ehrenleuten gelten.

—

Du, Lästerzungen Brut, bei wem machst du Profeß?
„Mein großer Lehrer heißt, Herr Mephistoffeles.“

—

Wie kann doch wohl Herr J. für hochgebildet gelten!
Er ist nur Virtuos im Schimpfen und im Schelten.

Schuster, bleib beim Leisten.

Als letzthin der Bote zu M. im Wirthshaus saß, wo er seinem Freund dem Boten von Vivis wartete, der ihm einen Sack voll Neuigkeiten aus dem gelobten Lande bringen sollte, stöberte er, um sich die Langeweile zu vertreiben, in den Büchern des Wirths herum, die da im Staube herum lagen, und fand unter andern auch ein lateinisches Buch,

in welchem allerlei Anekdoten von den alten Griechen und Römern waren. Der Bote versteht auch noch ein wenig Latein, und könnte vielleicht wohl noch Sekundarlehrer werden, wenn er nicht ein hölzernes Bein hätte, vor dem die muthwillige Jugend wenig Respekt haben möchte. In jenem Buch hat ihn nun wegen ihrer Nutzanwendung folgende Geschichte sehr angesprochen:

Apelles war ein außerordentlich geschickter Maler der Griechen, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte. Die Vollkommenheit in seiner Kunst erlangte er dadurch, daß er sich nie schämte, Tadel und Belehrung von Jedermann, auch von dem geringsten Menschen anzunehmen. Er pflegte daher seine Gemälde jedesmal öffentlich auszustellen, verbarg sich dann hinter denselben und hörte die Urtheile der Vorübergehenden an. Einst stellte er das Gemälde von Alexander auf, der sich durchaus nur von ihm wollte malen lassen. Da kam ein armseliges Schusterlein vorbei, stellte sich vor dem Gemälde und machte allerhand Bemerkungen über die Schuhe des Königs. Apelles, der diese Rügen gegründet fand, trug ihnen Rechnung und verbesserte die Fehler. Nach einigen Tagen kam der Schuster wieder, und fand sich sehr geschmeichelt, als er sah, daß der Maler auf die von ihm gerügten Fehler Rücksicht genommen habe, so daß ihm der Kamm wuchs und er anfieng noch dieß und das an dem Gemälde zu tadeln, was er offenbar nicht verstand. Da wurde der Künstler über seine Unbescheidenheit unwillig und rief plötzlich aus seinem Versteck hervor: „Schuster, bleib beim Leisten!“ was zum Sprichwort geworden ist und in unsern Tagen Manchem zugerufen werden könnte. Was meinst du, Leser, auf wie viele Stümper paßt dieses Sprüchlein? Wie Manchem könnte man nicht mit Recht zurufen: „Schuster, bleib beim Leisten!“ Ist nicht bald ein Jeder unzufrieden mit dem Stand, in den ihn die Vorsehung aus weisen Absichten gesetzt hat? Alles will immer höher hinauf.

Die Esel wollen jetzt zu Pferden,
Die Frösche zu Delphinen werden.
Die Eule greift den Adler an,
Der Sperling trotzt den Nachtigallen.
Ein Spiel, das kurze Zeit gefallen,
Unmöglich aber dauern kann.

Lächerlicher Hochmuth.

Ein armer Weber in einer deutschen Fabrikstadt hatte sich zu einem reichen Manne emporgeschwungen. Das war schön, denn Fleiß und Arbeit ziert den Mann, und verdient Belohnung. Nun wob er aber nicht mehr selbst, sondern ließ andere für sich weben. Da dachte er: Bis jetzt nannte man mich einen Weber; nun aber bin ich zu reich und zu vornehm um selbst zu weben; ich bin also nicht mehr ein Weber, sondern ein Webenlasser. Er schrieb nun einem Nachbarn, der früher Kutscher gewesen war, gegenwärtig aber die Sache im Großen trieb und nicht mehr selber fuhr, sondern seine Knechte fahren ließ. Den Brief unterzeichnete er so: „Euer getreuer Nachbar, Jakob Zwirn, Webenlasser.“ Der Lohnkutscher wollte nicht weniger vornehm sein, und unterschrieb sich in der Antwort folgendermaßen: „Euer ergebenster Freund und Nachbar, Joh. Rassel, Fahrenlasser.“

Wer sich vornehm dünkt wie Zwirn
Hat fürwahr ein schwach Gehirn.
Scheue nie der Arbeit Müh',
Schäm' dich deines Standes nie.

Die beiden Aerzte.

Zwei Aerzte trafen sich in einem Krankenzimmer.
Der eine sprach zum Patienten immer:
„Recht gut!“ Der andre: — „immer schlimmer!“
„Sie kommen, sprach Herr Gut, ganz sicher mit dem Leben
Davon.“ — Allein der andre Aeskulap
Sprach ihm das Leben rundweg ab.
Indessen beide sich bestreben,
Das Uebel jeglicher nach seiner Art zu heben,
Vollendet die Natur
Die mühevolle Cur,
Und legt den Kranken in das Grab.
Was sagten nun die Herrn? — Der eine schrie:
„Ich sah es wohl voraus, er würde nicht genesen!“
Der andre: „Wär' ich nur allein um ihn gewesen,
Er lebte noch wie ich und Sie!“

Warum der Bote nicht heirathet.

Ja, sag' ich, es ist halt gar eine gefährliche Sache um das Heirathen. Es geht gerade wie beim Fischen! Hm! Wie so? Schau! Da fischet Einer und fängt einen Hecht, der hat ein großes Maul voll Zähne; das heißt: er kriegt eine, die hat ein böses Maul; das ist schlimm! — Ein Andrer fischt, und fängt einen Aal; das heißt: er kriegt ein Weib, das einer falschen Schlange auf's Haar gleicht. Ein Andrer fischt und fängt ein Egli, gut Fleisch, aber voll Gräte: er kriegt eine unkommliche, unleidige Frau. Ein Andrer fischt, und fängt eine Nase; rauhes Fleisch: er kriegt eine ungeschlachte Frau, die ihre Nase überall zu vorderst hat. Ein Andrer fischt, und fängt einen Aesch, das heißt, er kriegt einen unsaubern Aeschengrüdel. Ein Andrer fängt einen Aalbock; kriegt eine Frau, die gegen Alle ein Bock ist. — Hm! sagte da eine Frau hinterm Spinnrad, du magst um etwas Recht haben! Aber weißt du

warum das Spinnerbabeli nicht heirathet?

Es ist halt mit dem Heirathen gar eine mißliche Sache, und kömmt mir vor wie mit einem Glückshafen. Da zieh' ich ein Nro. 1, was ists? Eine Bürste; gut. Aber wenn der Mann mich alle Tage bürstet, was hab' ich gewonnen? Eine Andere zieht 12 und kriegt ein Kartenspiel, das heißt: einen liederlichen Spieler. Eine Andere zieht 16 und erhält einen Zapfenzieher. Gut! Aber der Mann ist ein Vollzapf, der immer hinter der Flasche sitzt. Was hat sie gewonnen? Eine Andere zieht 20, erhält ein Wetterglas. Gut! Aber wenn das Glas beständig schön zeigt, und der Mann beständig höhn ist, was hat sie gewonnen? Eine Andere zieht 25, erhält einen Spiegel. Ei wie schön! Aber wenn der Mann ein Spigel ist, der täglich der Frau ihre Fehler vorhält, was hat sie gewonnen? Wer hat nun Recht? Denk wohl alle beide.

So könnte noch Mancher singen.

Ach! früher hatt' ich stets genug,
Brav Geld und gute Mittel.
Jetzt hab' ich 's Maul am Wasserkrug;
Zerrissen ist mein Kittel.
Willst wissen, was die Ursach gewest?
Ich sag' dir's ohne Scheu:

Mich haben nur drei W entblößt:
Weib, Würfel, Wein dabei.

Ein lehrreiches Exempel.

In einem schönen Garten neben einem schönen Hause sitzt ein stattlicher Herr, der aber jetzt eben nicht stattlich aussieht, sondern krank, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in der Hand. Zu ihm trittet ein alter Bettler, und heischt ein Almosen. „Laß mich ruhig! Ich kann nicht aufstehn; ich habe fürchterliche Kopfschmerzen.“ — Thut mir leid; aber woher der Schmerz? — „Ach! ich habe gestern zu viel getrunken! Ei! sagt der Bettler, da müßt ihr heute wieder saufen. „Aber dann ist's morgen wieder eben so schlimm, oder noch schlimmer!“ Nun dann müßt ihr wieder einen Rausch saufen. „Aber und übermorgen?“ Ei! da macht ihr's wieder so! Da fuhr der Herr zornig auf, und fragte: „Aber zum Teufel! was soll am Ende daraus werden?“ — Hm! Ein Bettler, wie ich bin. Ich war einst ein wohlhabender Bauer, und bin jetzt ein Bettler, der all' sein Hab und Gut in den Wirthshäusern und Pinten versoffen hat.“

Von ei'm Wirthshaus zum andern ist jetzt nicht weit;
Das ist der Segen der neuen Zeit.
Wo führt das aber am End' hinaus?
Wo nicht in's Grab, doch in's Armenhaus.

Der Brand in Dachsfelden.

(Mit Abbildung.)

Obschon unser Kanton jedes Jahr mit Feuersbrünsten oft schwer genug heimgesucht wird, nicht selten fast ganze Dörfer von dem furchtbaren Element verzehrt wurden, so hat doch nicht leicht ein Brandunglück größeres Aufsehen und Theilnahme auch in der Ferne erregt, als der Brand des Gasthofes zur Krone in Dachsfelden, weil er so manches Menschenleben kostete und mehrere Reisende zum Theil aus weiter Ferne traf, die gerade ihr verderbenvolles Nachtquartier hier genommen hatten. Die erste Kunde dieses traurigen Ereignisses kam durch den Kondukteur der Baslerpost Mittwoch den 16. September 1846 nach Bern. Bei ihrer Durchfahrt durch Dachsfelden stund gerade die Wirthschaft des Herrn Kromer in hellen Flammen, der Kondukteur und Postillon sahen, wie die Leute sich aus den Fenstern hinausstürzten, andere bereits im Hemde auf der Straße waren und in ihrer Angst sich mit ihren verwundeten Händen an die Post anklammerten, so daß der Wagen wirklich noch bei seiner Ankunft in Bern blutige Spuren trug.

Am 15. September 1846, Nachts nach 11 Uhr, nachdem im Gasthofe zur Krone in Dachsfelden die (mit 4 Kutschen) dort logirenden 18 Fremden sämmtlich zur Ruhe gegangen waren und nur die Familie des Wirthes noch mit häuslichen Vorkehrungen sich beschäftigte, ward, von Moment zu Moment stärker, durch dichte Rauchwolken die erste sichere Spur des Feuers, ausgehend von einem obern Stockwerke, bemerkt. Dem hinauf eilenden Wirthe ward von dem Feuerqualm schon das Licht erstickt. Das Wecken der Reisenden und der Dienerschaft war leider zu spät; in den Angst- und Schreckensruf der vom nahen gräßlichsten Tode Bedrohten mischte die Sturmglocke ihr Geheul. Mehrere suchten durch verzweifeltes Springen aus den Fenstern sich

Das Brandunglück von Dachsfelden.

zu retten — aber sie waren auch so einem schrecklichen Tode oder schweren Verletzungen entgegengeeilt. An Rettung der Habe der Fremden, der Wirthschaft und des Dienstenpersonals war nicht mehr zu denken. Vier Personen fanden den schrecklichen Flammentod, worunter auch der Regierungsrath Immer, der noch am Fenster gesehen wurde und nach einer Leiter rief; im Moment aber, als man sie brachte, verschwand er, indem der Boden unter ihm zusammenbrach. Er war des Morgens mit einem Fuhrwerk und Kutscher von Bern abgereist, hatte in Biel die dortigen Neubauten und Ausbesserungen am Kanal besichtigt und reiste von dort Abends halb 6 Uhr in sein verhängnißvolles Nachtquartier zu Dachsfelden ab. Der Kutscher, der noch Pferde und Fuhrwerk hervorzog, konnte sich retten, so wie auch alle Pferde und Wagen der übrigen Reisenden gerettet wurden. Ferner blieben in den Flammen: Herr Friedrich Joyeux, Chef der Buchhaltung der Waffenmanufaktur des Departements Niederrhein, 53 Jahre alt, und Herr Dr. Theoder Kern, 45 Jahre alt. Mitglied des Civilgerichts in Straßburg und dessen Gattin Edine Schol, 27 Jahre alt, Schwiegersohn und Tochter des Herrn Joyeux. Herr Rigaud, Suppleant des Civilgerichts in Straßburg, den man durch Zurufen bestimmen wollte, seine Rettung durch einen Sprung auf eine Matratze zu versuchen, auf welche bereits ein Engländer, Namens Kennion, nachdem er zuvor seine Tochter an den Leintüchern hinabgelassen hatte, hinabgesprungen und glücklich davon gekommen war, mochte bereits die Besinnung verloren haben, denn er nahm ein falsche Richtung, fiel mit dem Kopfe auf auf das Pflaster und starb den andern Morgen um 6 Uhr an den Folgen seines Sturzes. Seine Beerdigung fand am 18. September in Dachsfelden statt. Mehr oder weniger schwer verletzt wurden noch 6 Personen, nämlich: 1) Herr Lowe, ein Engländer, schwer an den Händen und Beinen verbrannt, welchem überdieß ein halb Fuß langer Ast in den Unterleib drang, als er sich auf die Bäume retten wollte; er starb ebenfalls; 2) Major Everard, auf der Rückreise von Indien begriffen, der sich am Känel herabließ und mit einer Luxation (Verstauchung) am Fuße davon kam; 3) Miß Burlton erhielt einen Bruch des Unterkiefers; 4) Herr Stooes, der den linken Unterschenkel brach; 5) Herr Guadall, der leichte Brandwunden an beiden Händen und im Gesicht, und 6) dessen Gattin, welche Quetschungen an den Beinen erhielt. Bewundernswerth war der Muth der englischen Damen, mit welchem sie allen voran durch einen kühnen Sprung aus den Fenstern von bedeutender Höhe herab sich retteten, ohne daß eine bedeutend verletzt worden wäre. Auch ein Herr Pequignot, der in der Mansarde schlief, konnte sich noch im Hemde glücklich retten. Er soll aufs Dach gestiegen und auf eine ihm dargeworfene Matratze gesprungen sein. Uebrigens können über die Art und Weise der Rettung der Einzelnen kaum ganz glaubwürdige Nachrichten gegeben werden, da die Bestürzung in dem gräßlichen Momente zu groß war und die Ereignisse zu rasch aufeinader folgten. Ein Reisender, der durch den Wirth gerettet wurde, erzählt darüber Folgendes: „Ich war kaum zwei Stunden im Bette, und zwar noch immer mit einem Fieber behaftet, als sich ein Höllenlärm im Hause hören ließ. Ich stürzte mich aus dem Bette, weckte meinen Kameraden und wir laufen zur Thüre. Aber,

welch Anblick, die Treppe und der Korridor in hellen Flammen! Den Tod vor uns erblickend, suchten wir unser Heil durch das Fenster, wir konnten es aber nicht öffnen. Wir laufen nach einer Thüre, aber die Gefahr war zu groß, der Tod unvermeidlich. Kaum war auch die Thüre geöffnet, als die Flammen in unser Zimmer drangen, und ein heilloser Rauch uns zu ersticken drohte. Auch fielen wir wirklich zweimal fast bewußtlos nieder. Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es uns, wieder aufzustehen und endlich das Fenster einzuschlagen. Es war die höchste Zeit! Schon hatten uns die Flammen ergriffen, unsere Haare waren versengt und wir noch im Zimmer. Da stürzte sich mein Kamerad zum Fenster hinaus, mir zurufend: mache es wie ich. Glücklicherweise behielt ich meine volle Geistesgegenwart und statt dem Beispiele meines Kameraden zu folgen, ließ ich mich vom Fenster auf das Dachrohr in der Hausecke gleiten und hielt mich hier so zwischen Himmel und Erde schwebend fest. In dieser fürchterlichen Lage wurde ich vom Wirthe bemerkt. Schon fielen Dachziegel auf meinen Kopf, die Flammen schlugen zum Fenster hinaus, das ich soeben verlassen hatte, und noch keine Hülfe. Eine Leiter wurde mir dargestellt, sie war aber leider zu kurz; dann breitete man mir eine Matratze dar, auf welcher ich auch glücklich mit einer kleinen Quetschung am Bein anlangte. Herr Regierungsrath Immer wohnte in dem an das unsrige anstoßende Zimmer und es war im Moment, wo ich mich durch das Fenster rettete, als ich ihn schreien hörte: „Zu Hülfe, ich bin verloren.“ Der oberwähnte Engländer Kennion, der sich mit seiner Tochter glücklich retten konnte, und sich, wie es heißt, in der Schweiz einkaufen wollte, verlor große Summen in Banknoten; das eiserne Kistchen, in welchem er sie aufbewahrte, fand sich vor, die Papiere aber waren natürlich verkohlt. Auch sämmtliche in dem Posthüreau befindlichen Effekten und Briefe verbrannten. Die reißende Schnelligkeit des Feuers erklärt sich leicht aus der gefahrvollen Bauart des Gasthofes, der, wie viele andere Gasthöfe im Jura, ganz von Holz gebaut war. Ställe und Bühnen waren unter dem nämlichen Dache und nicht einmal durch eine Brandmauer von dem Wirthschaftslokal getrennt, selbst Treppen und Gänge waren bloß von Holz, so daß Rettung in der Nacht, mitten im Schlafe, unmöglich war. Mit dem Gasthofe brannten noch zwei Nebenhäuser, namentlich das Haus des französischen Generals Voirol, dessen Schwester die frühere Besitzerin des Gasthofes war, nieder. Voirol ist von dort gebürtig, und war den Tag zuvor von einem Besuche bei seiner Familie wieder nach Frankreich abgereist. Anfangs wurde mit Bestimmtheit behauptet, daß das Feuer im obern Stockwerk ausgebrochen sei und zwar im Zimmer eines Engländers, der wegen der kalten Byse noch spät ein Kohlenfeuer im Kamin bestellt habe. Allein später ergab es sich, daß das Feuer tiefer unten und zwar höchst wahrscheinlich auf der Stallbühne entstanden war. Daher verzehrte die Flamme sogleich die hölzerne Trennungswand, durchbrannte und erreichte nun die Gänge und Zimmer. Der Wirth vermochte auch aus diesem Grunde zu keinem einzigen Zimmer zu gelangen und mußte es versuchen, die Fremden durch Rufen und Klopfen von außen zu wecken; alle Augenzeugen jedoch bestätigen, daß er zur Rettung derselben, unterstützt von seiner Dienerschaft, das Mögliche gethan habe. Zur Pflege der

Verwundeten ꝛc. hatten sowohl die Regierung von Bern als diejenige von Basel Aerzte, so wie auch erstere einen eigenen Abgeordneten auf die Unglücksstätte abgeschickt. Von den in den Flammen Gebliebenen konnten nur wenige Reste, in einigen Knochen bestehend, aufgefunden werden. So fand man, durch die Lage des Zimmers geleitet, noch einige wenige Knochen des verbrannten Reg.-Raths Immer. Sie wurden auf Veranstaltung des Regierungsrathes durch einen Kommissär nach Bern gebracht und am 23. September auf dem Friedhofe des Montbijou feierlich beerdigt.

Die Wassernoth im Herbste 1846.

Da der Bote nun einmal von großen Unglücksfällen des vorigen Jahres redet, so hält er es für seine Pflicht, Euch, liebe Leser, auch in Kürze die Nachrichten über die Wassernoth, welche im Spätsommer des J. 1846 so viele Familien schwer heimsuchte, zusammenzustellen, damit man sich auch noch später daran erinnere, was in frühern Zeiten so viel Unglück über das Land gebracht hat. Nach einem trockenen und heißen Sommer wurde auf einmal die zweite Hälfte des Augstmonats sehr regnerisch. Am 23. August trat die eigentliche Wassernoth ein. Die Aare schwoll auf einmal so sehr an, wie sie seit Menschengedenken nie so hoch und trübe gesehen wurde. Von der Aare bis zum sogenannten Studentenseeli bei Bern war alles ein See, das Schwellenmätteli, die Matte und das Inseli überschwemmt. Am gleichen Tage brach die Wassernoth im Emmenthal los. Die Emme schwoll zu ungewöhnlicher Höhe an, und wälzte Holzflöße, Balken und Laden auf ihren gewaltigen Wogen fort. Schon gegen 9 Uhr war die Brücke unter dem Schlosse zu Burgdorf (sog. Schinderbrücke) weggerissen. Eine Masse andern Holzes blieb an der sogenannten Wynigenbrücke hängen und bildete dort einen Damm. Die wüthenden Fluthen suchten sich seitwärts eine Bahn, rissen Lücken in die Dämme oder strömten über dieselben weg, und bildeten bald ober- und unterhalb der Stadt einen stürmischen See, rissen Holzmagazine, Zimmer-, Küfer- und Tischlerhütten mit sich fort und bedeckten das Land mehrere Fuß hoch mit Sand, Grien und Kieseln. Das Wasser war fast einen Schuh höher gestiegen als bei der bekannten Wassergröße im J. 1837. Die Leichname zweier Männer wurden dort aus den Fluten gezogen. In Kirchberg litt die Brücke ebenfalls unter dem Andrange der Hölzer. Der Strom brach an beiden Orten durch. Aehnliches geschah in Aefligen, Bätterkinden ꝛc. ꝛc. Zu Kirchberg kam ein Knabe im Wasser um. In Lützelflüh wurden die Gerüste und Zimmerhölzer für die neue Brücke fortgerissen, und alles anstoßende Land, so wie im Rüxauschachen überschwemmt und verheert. Schwer litt auch dieses Mal wieder das Dorf Eggiwyl durch den angeschwollenen Röthenbach und die Emme. Die Sturmglocke ertönte. Dämme und Stege waren fortgerissen, die Straße theils unter Wasser, theils stark beschädigt. Nun brach der Strom rechts und links in die Matten und fleißig bebaute Heimwesen ein, und auch die angestrengteste Arbeit vermochte nicht dem wüthenden Elemente zu wehren. Acht Tage später stiegen die Wasser auf's neue. In der Nacht vom 30 August wurden die Schwellen und Dämme in der Gegend von Lauperswyl bei Mungnau durchfressen, die Emme drang in den Mungnauschachen und umschwemmte fast alle Woh-

nungen bis zum Zollplatze. Um Mitternacht riß nun auch der Damm zwischen dem Zollplatze und der Emme, und wenige Minuten hernach war der ganze Boden bis zur Anfahrt der Zollbrücke ein strömender See geworden. Bei 250 Jucharten standen unter Wasser. Auch aus dem Oberlande kam gleiche Kunde. Die Lütschine zerstörte stellenweise die Straße nach Lauterbrunnen, der Gentelbach die Sustenstraße. In den Bergen von Leißigen entleerte sich eine Art Wolkenbruch von Hagel und Regen; die Bergbäche rissen Steine, Erdbrüche, Waldbäume mit sich fort. In einigen Feldern lag der Schutt 3 bis 6 Fuß hoch. Im Dorfe selbst drang das Wasser in die Wohnungen. Bei Belp durchbrach die Aare den Damm und überfluthete das Belpmoos bis nach Seelhofen herab. In Bern war die Aare im Steigen. Das Inseli an der Marte war fortwährend bedroht, das Wasser in den Zimmern und Badkämmerlein fast ein Fuß hoch. Im Aarziehle drohte der Strom die von den Pontonniers aufgeführten Dämme zu durchbrechen. Seit Menschengedenken war das Wasser nicht so hoch gestiegen. — Gleiches geschah in allen Theilen unseres schweizerischen Vaterlandes. In Zürich durchbrach die Sihl die Wuhrung gegenüber dem Sihlhölzchen, setzte eine große Landstrecke unter Wasser, und riß Baumstämme und ganze Tannen mit sich fort. Im Erdgeschosse der Häuser an der Sihl strömte das Wasser durch die Fenster. Zwei kranke Frauen mußten durch's Fenster gerettet werden. Zwei Brücken wurden fortgerissen. Bei Luzern trat die Emme über die Ufer und überschwemmte den ganzen Littauerboden. Die neue Langnauerbrücke wurde fortgerissen. Auch in den Kantonen Uri, Schwyz und Zug war die Noth groß. Brunnen am Vierwaldstättersee stand ganz unter Wasser. Im Thurgau richtete die Thur große Verheerungen an. Die ganze Ebene von der Thur bis Weinfelden war überschwemmt. Hausgeräthe, Theile von Gebäuden, ein nackter menschlicher Leichnam, Pferde, Schweine ꝛc. ꝛc. kamen daher geschwommen. Aehnliche Verheerungen wurden in den Kantonen St. Gallen und Appenzell durch die Sitter und die Glatt angerichtet. Im Kanton Waadt wütheten die ausgetretenen Ströme zu Clarens, Vivis und Montreux fürchterlich. Brücken und Rebberge wurden weggeschwemmt. In Vivis ertranken vier Personen. — Auch in vielen andern Theilen Europa's hatte man ähnliches Unglück zu beklagen; so in Oesterreich, ganz besonders aber in Frankreich. Zwischen Blois und Tours mußte der Eisenbahndienst eingestellt werden. Der Postwagen von Bordeaux war mit Reisenden, Waaren und Pferden verunglückt. Besonders schwer wurde die Stadt Roanne betroffen. In die niedriger gelegenen Quartiere war die Fluth mitten in der Nacht eingebrochen und hatte sie über 12 Schuh unter Wasser gesetzt. Ungefähr 115 Häuser, meist aus Lehm gebaut, waren eingestürzt. 270 mit Kaufmannsgütern beladene Barken, welche daselbst an den Ufern des Flußes angebunden lagen, giengen zu Grunde. Zehn Brücken wurden fortgerissen. In Orleans schlug ein Nachen mitten in der Straße Dauphine um und 8 Personen ertranken. Avignon und andere Gegenden an der niedern Loire standen ebenfalls unter Wasser.

Ihr seht also, liebe Leser, daß wir nicht die einzigen sind, welche von dem schrecklichen Unglück der Wassernoth betroffen wurden, ja daß wir im Vergleiche mit dem viel größern

Uebel, womit andere Länder heimgesucht wurden, immer noch Ursache haben dem Himmel zu danken, daß er noch zu rechter Zeit seine Schleußen geschlossen und die Ströme in ihre Ufer zurückgedrängt hat.

Während der Bote euch dieses erzählte, litt das arme Seeland im letzten Frühjahre (1847) schon wieder an Wassernoth. Die schlimmen Kalenderheiligen, der Pankratius und Servatius, brachten zwar dieses Jahr nicht schlechtes Wetter, aber durch die plötzliche Schneeschmelze stark angeschwollene Flüße. So lag das Inundationsgebiet zwischen der Aare und der Ziehl im Amte Büren (die Gegend bei Lyß, Worben, Studen, Aegerten, Schwadernau, Meienried) im Monat Mai leider neuerdings unter Wasser.

Was doch ein Komma machen kann.

Ein Schulmeister zu X. legte seinen Schulkindern folgende Schreibvorschrift zum Abschreiben vor:

„Zur Arbeit, — nicht zum Müßiggang hat uns der Herr erschaffen."

Ein Schulknabe (wie es scheint, kein großer Freund der Arbeit), schrieb jedoch den Satz so:

„Zur Arbeit nicht, — zum Müßiggang hat uns der Herr erschaffen."

Als der Pfarrer und der Schulmeister diese Schrift sahen, lachten sie herzlich und setzten das Komma an das rechte Ort.

Noch ein Beispiel.

Ein reicher Pariser, der ein leidenschaftlicher Freund von Affen war, schrieb einem Bekannten in Indien, er möchte ihm doch 2 3 4 Affen zuschicken. Einige Zeit darauf langte in Havre für jenen Pariser eine ganze Schiffsladung von Affen an. Der Bekannte in Indien schrieb dazu, es thue ihm leid, einstweilen nur 200 Affen schicken zu können, die übrigen 34 werden später nachfolgen. Der unglückliche Pariser wußte nicht, was mit seinem Heere von Affen anfangen, und gewahrte zu spät, daß er das Komma zwischen die Zahlen 2, 3 und 4 zu setzen vergessen hatte.

Vergiß in deinem Leben nie
Das Komma und das Punkt auf's I.

Mißverständniß.

Friedrich Wilhelm von Preußen sagte einst zu einem jungen Schweizer, den er zum ersten Mal auf der Wachtparade sah: „Was ist Bursch?" Säuhaar, Ihro Majestät, antwortete der einfältige Guggisberger, indem er „Burst" (Borsten) verstand.

Der nämliche König hatte große Freude an großen Leuten und zahlte seinen Werbern für jeden Rekruten, der die gehörige Größe hatte, ein schönes Trinkgeld. Es durften aber bei Leib keine Franzosen sein, denn die haßte er auf den Tod. Einst fand nun ein Werber einen baumgroßen Kerl, aber zum Unglück war es ein Franzose. Allein der Werber, nach der Rekompenz lüstern, versuchte ihn dennoch in die Garde einzuschmuggeln und gab ihm schnell einigen Unterricht im Deutschen, besonders suchte er ihm einige Antworten fest einzuprägen auf Fragen, welche der Monarch gewöhnlich in folgender Ordnung an die neu angekommenen Rekruten richtete: Woher bist du? Wie heißest du? Wie alt bist du? Wie lange dienest du? Als nun der Langbeinige hinlänglich belehrt

zu sein schien, wagte es der Werber, ihn dem König vorzustellen. Dieser, dem der Mensch außerordentlich gefiel, begann sogleich sein Examen, aber leider nicht in der gewohnten Ordnung. Er fragte: „Wie heißest du?“ „Von Düsseldorf.“ Ah, dachte der König, der Kerl ist vom Adel und fragte weiter: „Woher bist du?“ „Jakob.“ „Wie lange dienest du?“ „20 Jahre?“ Nun maß ihn der König vom Kopf bis zu den Füßen, denn der Bursche schien ihm kaum bärtig und fragte hastig: „Wie alt bist du denn?“ „Zwei Jahre, Ihro Majestät. — Entweder bist du ein Narr, oder willst mich zum Narren halten, sagte der König. Jetzt wurde es dem Werber doch bange. Er fiel dem König vor die Füße, erklärte ihm die Sache und bat ihn um Verzeihung. Ob er sie erhalten, weiß der Bote nicht.

Man muß den Kreuzer nehmen, wo man ihn findet.

Das ist so ein Leibsprüchlein für diejenigen Leute, denen Geld lieber ist, als ihre arme Seele: sie den Kreuzer allenfalls dem Teufel ab dem Stiel knübeln, und wie Judas eine Menschenseele um's Geld verkaufen würden. Eben um dieser schmutzigen Kreuzer willen ist das Land voll Wirthshäuser und Pinten und Brönzwinkel. Das nämliche Sprüchlein ist der Schild für alle — Schelmen und Betrüger, die den Kreuzer, den sie nicht finden, in anderer Leute Sack suchen, und aller schmutzige, niederträchtige Erwerb, den man kaum dem nackten, hungrigen Bettler verzeihen könnte, der kömmt vom nämlichen Sprüchlein her. Diesen kreuzerhungrigen und kreuzerwerthen Leuten zum Trost und zur Erbauung erzählt der Bote von einem großen Kaiser, der's akurat auch so machte. Derselbe wohnte in einer weltberühmten Stadt, und weil er eben auch so eine kreuzerige Seele hatte, so legte er eine Abgabe auf den salvenori Menschenmist, der aus den Sekreten (Abtritten) seiner großen Stadt ausgeführt wurde auf's Land. Einer seiner Hofleute nahm einmal die Freiheit ihm zu bemerken: „es sei doch für einen großen Kaiser unanständig, von so schmutzigen Dingen Profit zu ziehen.“ Der Kaiser lachte, hielt ihm ein Geldstück unter die Nase, und fragte: „stinkt das?“ Nein, sagte jener. Da sagte der Kaiser das merkwürdige Wort: „der Gewinn riecht immer gut, er mag kommen woher er will!“ Seht ihr Kreuzermenschen, das ist eben das, was euer ewiges Sprüchlein sagt, und so könnt ihr euch sogar hinter einen Kaiser verbergen. Aber merkt: 1) Dieser Kaiser war ein Heide und lebte zu Rom. 2) Ein viel schöneres und ehrenhafteres Sprüchlein sagt der christliche Apostel Paulus: „seid nicht nach schändlichem Gewinn begierig.“ — Merkt euch das ihr Branntweinbrenner und Wirthe!

Die Lästerzunge.

Sei weise, wie der König Salomo;
Sei du gerecht, wie Aristides war;
Ein Vater deines Hauses; fromm und gut
Für Weib und Kinder, und für das Gesind;
Kurz, sei ein Biedermann ohn' Trug und Falsch,
Doch schonet dein die Lästerzunge nicht,
Der Schuft, den auch nicht eine That,
Des Namens werth, auszeichnet vor den Troß
Der Alltagsmenschen in der Pöbel Schaar,

Der belfert dich, tief aus dem Kothe, an,
Gleich wie ein Hund den vollen Mond anbellt.
Und wärst du rein, wie Gottes Engel sind,
Der Schuft speit dennoch dir in's Angesicht.
Die Fabel sagt: es speit die Kröt' ihr Gift
Auf ein Johanniswürmchen hin
Nun weil es leuchtet in der Unschuld Licht.
Und über all' dem Lerm und Lästerung
Zieht sich der Biedermann, erschreckt,
Zurück; hält ruhig sich und still,
Und seufzt: erbarm' sich Gott der Welt
Und tilge bald der Lästrer böse Brut.

—

Los, seit der alt Joggeli, i verstah das nit alles so recht, es ist mer um öppis z'höch. Aber es düecht mi notti du heigist öppis Recht. Es geit nadisch wüst mit Lüge und Schelte. Es ist si fast nit meh darbi z'si. — Aber we's nume die verstah, wo's ageit, seit der Bot.

Der Lümmel.

Der Bote ist sonst kein Freund von Scheltworten; er überläßt es den Gassenbuben die Leute mit Koth zu bewerfen. Der Leser soll aber am Ende sagen, ob der Lümmel hier am rechten Orte ist oder nicht. — Als im Augste 1846 die Wassernoth überall so groß war, und alles was die Arme brauchen konnte, arbeiten mußte, um größeres Unglück abzuwehren, rief man zu Hasle einem jungen Manne: „Komm hilf! die Emme will einbrechen!“ Aber der antwortete: „Heh! däich nit. Das geit die bim Kalchofen a, luege die; mir thuts nüt.“ — Weiß der Leser ein besseres Wort als Lümmel? Ich weiß keins!

Ist das wohl wahr?

Eben bei der nämlichen Wassernoth ward etwas erzählt, woran der Bote zur Ehre der Menschheit gerne zweifelt. In der Gegend von Burgdorf ward ein Mann todt aus dem Wasser gezogen. Von diesem erzählt man: Er sei schon bei Langnau in die Ilfis gefallen, man habe ihn später herausgezogen, und da er schon todt war, habe man ihm Uhr und Geld genommen, und ihn wieder in's Wasser geworfen!!! Nun geschieht zwar jetzt wohl viel Schändliches; denn es giebt Leute genug, die denken: „in Israel ist jetzt kein König, ein jeder thut, was er will.“ Aber es wird auch so viel gelogen, daß der Bote hofft, auch diese infame Geschichte sei erlogen! Er giebt bei dieser Gelegenheit noch ein paar gute Sprüchlein obendrein.

Wenn Lügen wär wie Steine trägen,
So würd' no mänge d'Wahrheit sägen.

Das Lügen ist e schlechte Chunst!
Es bringt dir weder Ehr no Gunst.
U g'setzt du wirst dur's Lüge rych,
So bist du doch dem Tüfel glych.

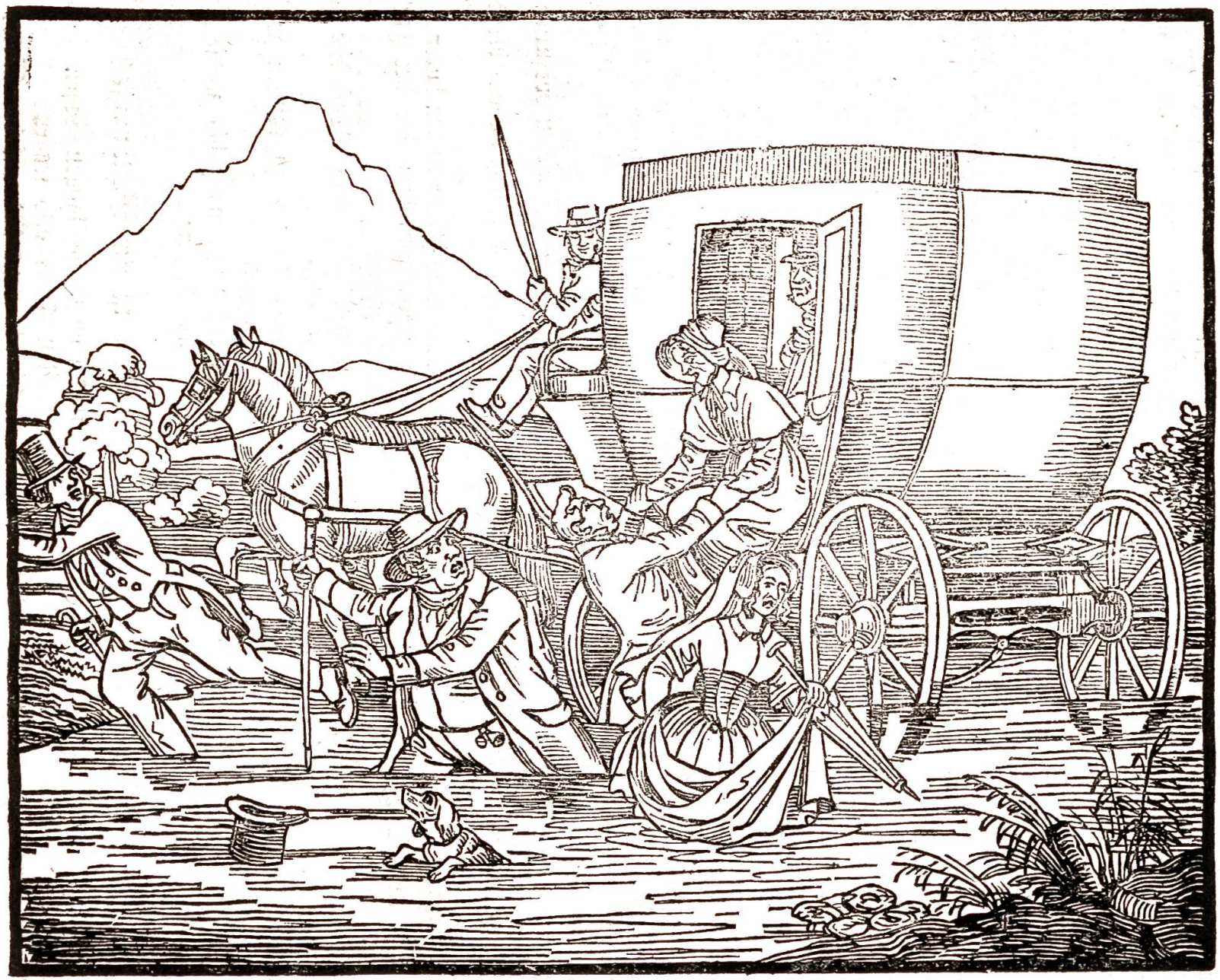
Schändliches thun und Schändliches dichten,
Beides wird Gott, der Wahrhaftige, richten.

Das voreilige Bad.

(Siehe die Abbildung.)

In einem Omnibus, der täglich von der Hauptstadt in ein wenige Stunden davon entferntes Bad fuhr, war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Man schwatzte, wie dieß gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zugeht, dieß und das, vom schönen Wetter,

Das voreilige Bad.



vom Krieg und Frieden, vom theuern Brod und vom Weibel in *** der gern Regierungsstatthalter geworden wäre. Als die gewöhnlichen Tagesgespräche erschöpft waren, kam noch das Kapitel von der Gesundheit an die Reihe. Jeder erzählte, weßwegen er in's Bad reise. Der Eine hatte kurzen Athem, der Andere ein aufgebrochenes Bein, der Dritte litt an Schlaflosigkeit u. s. w. In eine Ecke des Wagens zurückgebeugt saß ein blaßer langer Mann, der bisher wenig Antheil am Gespräch genommen hatte. Man fragte auch ihn, weßhalb er in's Bad reise, und mit kummervollem Tone antwortete er: Ach, mein Fall ist sehr bedenklich; ich bin vor einiger Zeit von einem tollen Hunde gebissen worden, und die Aerzte glauben, das Badwasser könne mich vor der Wasserscheu bewahren; aber leider fürchte ich, es sei zu spät, denn bisweilen fühle ich bereits Anfälle dieses schrecklichen Uebels. — Der Reisegesellschaft war es nicht ganz heimelig zu Muth mit einem solchen Menschen zu fahren, und man fragte angelegentlich woran er denn fühle, daß diese Krankheit im Anzug sei. „Ich werde bisweilen," antwortete der Befragte, „von einem Husten ergriffen, der so ziemlich dem Bellen eines Hundes gleicht, und dann fühle ich einen unwiderstehlichen Trieb alle zu beißen, die mir nahe sind. Bisdahin konnte ich denselben noch bemeistern, aber es kostete mich so große Anstrengung, daß ich nicht weiß, ob ich bei'm nächsten Anfalle noch Herr über mich selbst sein werde." — Die Gesellschaft wurde stets unruhiger; man sah sich mit bedeutenden Winken an, und machte Miene aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen zu wollen. Der blaße Mann aber, der dieß bemerkte, versuchte die Herren und Damen zu beruhigen, indem er ihnen sagte, er fühle die Annäherung eines jeden Anfalls einige Zeit zum Voraus, und er verspreche ihnen, sie zu rechter Zeit zu warnen, damit sie nöthigenfalls auf ihre Sicherheit bedacht sein könnten. So reiste man weiter. Das Gespräch war verstummt und aller Augen waren ängstlich auf den Wasserscheuen gerichtet. Ein oder zwei Viertelstündchen nachher, sollte die Kutsche einen breiten Bach passiren, der durch den Regen der vorigen Nacht sehr stark angeschwollen war. Kaum hatten die Räder das Wasser berührt, so bekam unser Spaßvogel (denn du, lieber Leser, bist listiger gewesen, als die Reisegesellschaft, und hast wohl gemerkt, daß alles nur Spaß war,) einen heftigen Hustenanfall. Alles geräth in den höchsten Schrecken; rechts und links wurden die Kutschenthürchen aufgerissen, und Herren und Damen stürzten sich in das schlammige Regenwasser, indem sie meinten, ein kaltes Bad sei, wenn es nicht anders sein könne, dem Biß eines tollen Menschen vorzuziehen.

O trau nicht jedem langen bleichen Manne,
Und auch nicht jedem kurzen dicken,
Nicht jedem Prahler, der bei Flasch' und Kanne
Zu seinem Nutz' und Spaß dich will berücken,
Sonst findst du dich zu deinem großen Schrecke,
Beim ersten Regenguß bis an die Knie im Dr . cke.

Wer ist der Schlimmste?

Es thät einmal vor langen Tagen
Den Boten Einer also fragen:
Viel schlechte Leut sind auf der Welt,

Die Schelmen stehlen Gut und Geld;
Der großen und der kleinen Sünder
Der Flucher, Lästrer, Ehrabschneider,
Der Scheinfreund und der frommen Heuchler,
Der falschen Katzen, glatten Schmeichler,
Der Hochmuths-Narren, Stellenfresser,
Der Händelmacher je mehr je besser,
Der Säufer, Spieler, Lumpenhünd
Bald mehr als Biederleute sind:
Drum, Bot, möcht' ich von dir jetzt wissen,
Und sag' mir das auf dein Gewissen,
Der du so allerlei vernimmst:
Wer ist von allen gar der Schlimmst?

Doch ich, zum Reden sonst nicht faul,
Macht' doch dabei ein krummes Maul.
Gern loben läßt sich jedermann;
Doch fang den kleinsten Tadel an,
So hörst du Alle Zeter schreien,
Dich schelten und der Lüge zeihen.
Zeigt' ich nun gar den Schlimmsten an,
O weh! wie würd' es mir ergahn!
Doch, guter Freund, dir still in's Ohr:
Der Niemand der thuts Allen vor!
„Der Niemand?" Ja! frag überall
Land auf und ab, in Berg und Thal,
Was Unrechts mag geschehen sein,
„Wer hat's gethan?" Niemand allein.
Wer hat durch Hecheln mich gezogen?
Wer mich verläumdet und verlogen?
Wer säet Lügen aus im Land?
Wer steckte jenes Haus in Brand?
Wer stahl dort Holz? dort Korn? dort Heu?
Wer Obst, Schaf', Geißen, oder Säu?
Frag ringsum alle Leute an,
Niemand hat alles das gethan.
Und nicht g'nug was er selber thut,
Er macht auch allen Schurken Muth;
Sie sagen: „Niemand sah' es ja
„Was da und dort von mir geschah.
„Und wenn es ja nur Niemand weiß,
„So macht das Aergste mir nicht heiß."

Da sprach der Mann: Bot, du sagst recht;
Doch ist der Trost des Niemand schlecht.
Denn Jemand lebt der Alles weiß,
Der macht Euch einst die Hölle heiß.
Ich sprach: hier nenn' ich nicht den Namen,
Doch sag' ich dazu: Ja und Amen.

Ein lustiges Diebsstücklein.

Es giebt große Diebe, kleine Diebe; grobe Diebe, feine Diebe; freche Diebe, furchtsame Diebe; schlaue Diebe, dumme Diebe; alte Diebe, junge Diebe; Summa so viele Diebe in unsern Tagen, daß ich nicht weiß, ob mehr zweibeinige als vierbeinige Mauskatzen gefunden werden. Nun hält der Bote vom Stehlen zwar nicht viel, und wünschte allen Schelmen eher Strick als Glück. Aber manchmal machen sie doch ein lustig Stücklein, daß ich selber drüber lachen muß. Zum Exempel: In einem Wirthshaus auf dem Lande war eine Köchin, die manchmal am Abend einen dicken Herbstnebel vor den Augen hatte, und gar oft mit der Fleischgabel die Suppe anrichten wollte. Einmal sollte am folgenden Tage eine große Hochzeit kommen, und die Köchin hatte am Abend vorher alle Hände voll zu thun mit Zurüstungen. So sprach sie auch dem Trünklein tapfer zu. Zwei von der großen Sippschaft, die nicht arbeiten mag und sich schämt zu betteln, kehren da ein, und merken bald, daß der Rauch — oder sonst etwas dem guten Babeli die Augen verdunkelt hat, und bald ist ein Diebsstreich unter ihnen abgeredet. Der Seppli ist ein hübscher Kerl, thut schön mit der Köchin, die findet das gar hübsch,

denn der Wein zündet auch Feuer an. Aber während sie mit Seppli dorthin schaut, thut Kasperli als wollte er sein Pfeiflein anzünden, stiehlt eine schöne Hamme aus dem Hafen, und steckt dafür eine alte Pistolen-Holfter drein, die er dem Wirth, der vor 1798 Dragoner gewesen, erwischt hatte. Daß die zwei Raubvögel an der prächtigen Hamme wohl lebten, versteht sich. Was aber der Wirth beim Anrichten dazu sagte, hab' ich nicht vernommen. Nun, wenn's auch lustig war, so war's doch nicht löblich.

In keiner Noth verzag der Fromme! Wer weiß woher die Hülf ihm komme!

Es ist eine ganz einfache Geschichte, ohne Wunder und Zeichen, aber nur desto schöner. In großen Städten giebts auch großes Elend, und neben denen die viele hunderttausende besitzen, wohnen da viel nackte Hungerleider. So lebte auch eine Wittwe mit einer Tochter in sehr großer Armuth. So arm waren sie, daß, nachdem sie bereits alles verkauft hatten, was sie irgend entmangeln konnten, auch das letzte Bettstück herhalten mußte, und ihnen nichts übrig blieb, als ein Strohsack in der leeren Bettstelle. Mit aller ihrer Arbeit vermochten sie nicht mehr zu gewinnen, als mit Noth den Hauszins und das tägliche Brod; und das nur sehr gering und sparsam. Dazu kam nun eine neue Noth! Die Tochter war sehr wohlgewachsen, und hübsch von Angesicht. Da fehlte es nun nicht an mancher Versuchung! Denn leider meinen gar Viele, um Geld sei alles feil; und wenn man so einem armen Meitli schöne Sachen verspreche, so könne man mit ihm machen, was man wolle. Und abermal leider giebt es der traurigen Beispiele nur zu viele, daß um einen schönen Fingerring, ein schönes seidenes Halstuch, Fürtuch, Tschöpli u. dgl. Unschuld und Tugend verkauft wurde! — Aber hier war um Geld nichts feil, und die Tochter sagte, wie einst Joseph: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider meinen Gott sündigen!“ Und sie widerstand allen Versuchungen, und blieb fromm und rein, trotz ihrer Armuth! Mehr als die eigene Noth drückt sie noch der Kummer ihrer alten Mutter, die sich in das Elend nicht zu schicken wußte, und vom Morgen bis in die Nacht in einemfort jammerte. Dann tröstete die Tochter so gut sie konnte, und sprach der Mutter das schöne Lied vor:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat nicht auf den Sand gebaut.
u. s. f.

Aber auf einmal kommt der guten Tochter ein glücklicher Gedanke, wie sie die Mutter nicht nur trösten, sondern auch auf eine Zeit lang helfen soll. Sie ergreift die Scheere, und schneidet sich ihre prächtigen langen falben Haare ab, und sagte: „Da, Mutter, verkauf das einem Perrückenmacher, es giebt wenigstens für einige Tage Brod!“ Das war schön, das Schönste und Beßte, das man hat, für die Mutter hingeben. Hat's nun die brave Tochter gut gemeint und gut gemacht, so meinte es der liebe Gott noch besser, und machte es, nach seinem alten Brauch, viel besser als das gute Kind dachte. Denn so wie die Mutter, mit dem kindlichen Opfer auf die Gasse kommt, schickt ihr der liebe Gott eine Kammerjungfer aus einem reichen Hause entgegen. Wie diese den reichen

goldenen Haarwuchs auf dem Arm der armen alten Frau erblickt, steht sie still, fängt an zu fragen: wohin? warum? und führt die Frau mit heim zu ihrer Herrschaft. Diese war die Tochter eines Kaufmanns, hatte durch ein Fieber alle ihre Haare verloren, und freute sich nicht wenig, sie nun so schön ersetzen zu können. Nicht nur bezahlte sie den Fund sehr gut, sondern sie gewann ein Herz zu der wackern Tochter, die lieber ihren schönen Haarschmuck als ihre Unschuld verlieren wollte; und von Stund an ward sie die beständige Wohlthäterin dieser armen braven Leute.

Art läßt nicht von Art.

Einst war der Teufel übel dran!
Es fiel ihn eine Krankheit an:
Er friert, er schwitzt; ein böses Fieber
Reißt ihn hinüber und herüber:
Er glaubt, er liege bald im Ende,
Wenn Gott nicht rasch sein Schicksal wende.
Da wird's ihm bang in seinem Sinn;
Er läuft in eine Kirche hin,
Will stracks von allem Bösen ruhn
Und fürder nichts als Gutes thun.
Doch als das Fieber abgenommen
Und er zu neuer Kraft gekommen,
Hat er's gleichwie zuvor getrieben
Und ist der alte Teufel blieben.

Ein Dito.

Meint der Leser etwa: ja, so machts nur der Teufel! So meint der Bote, nein, die Menschen machens auch so! Von hundert Stücklein will ich nur eins erzählen. In Sch . . . . . lebten einst zwei wilde ausgelassene Bursche, fleißig in den Wirthshäusern, aber in keiner Kirche sichtbar. Fluchen konnten sie, daß der Teufel sich drob freute, aber vom Beten wußten sie nichts mehr, seitdem sie aus der Unterweisung waren. — Einmal waren beide durch ihr liederliches Herumfahren in allen Wirthshäusern mit ihrem Gelde so ganz fertig worden, das gar wohl die Kreuzspinnen in ihren Hosensäcken hätten hausen können. So werden sie räthig, sie wollen auf die Jagd, wollen ein Gems schießen, und damit Geld gewinnen. Sie stiegen an den Felswänden der Emmenthaler-Furka, auch Hohgant genannt, hinauf, im Willen in dem Hüttlein eines Genzian (Jenzenen) Brenners den Morgen zu erwarten. Aber eben an einer der gefährlichsten Stellen überfällt sie ein Nebel, der dick und grau aus dem Bumbach aufsteigt. Sie kennen die Gefahr, stehn stille und drücken sich an die Felswand, bis der Nebel vorbei sei, den sie gottlos verwünschen und verfluchen. Aber das hilft nichts! Der Nebel bleibt und wird je länger je dichter, so daß sie kaum die Hand vor dem Gesicht erkennen. Endlich bricht die Nacht ein, und jetzt vergeht den ruchlosen Buben die Frechheit und Angst tritt an ihre Stelle. Sie stehn auf einem schmalen Absatz, haben kaum Platz für ihre Füße, hinter ihnen die grade, unersteigliche Felswand, vor ihnen der Abgrund, wohl hundert Klafter tief; Finsterniß um sie her, jede Bewegung rechts oder links droht ihnen schauderhaften Tod? Solche Augenblicke können auch den frechsten Buben zähmen. So stellt ihnen jetzt die Angst auch ihr Schandleben vor Augen. Sie versprachen, wenn der liebe Gott ihnen noch dießmal davon helfe, so wollen sie sich bessern, und das gewiß! gewiß! Und als die Nacht des Schreckens vorüber war,

und sie, zwar erfroren und todmüde, aber doch glücklich heimkamen — so — ja wie?

Sie haben's wie zuvor getrieben,
Und sind die gleichen Lumpen blieben.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

Der Regierungsstatthalter zu X wurde einst von einer Gemeinde seines Bezirks um die Erlaubniß gebeten, einige Wagen Kies aus der obrigkeitlichen Kiesgrube nehmen zu dürfen. Der Regierungsbeamte schrieb zurück: „der gemeint X ist erlaubt ein oder „zei fauder Grein aus irer Greingraube zu „neinmen." Dem nämlichen Ehrenmanne wurde geklagt, daß mehrere Schulkinder gar unfleißig die Dorfschule besuchen. Da richtete er sich in die Höhe, räusperte und sagte: aba, lôt se laufe, wo-n-i e Schn. derbub gsi bi, so bi-n-i z'Summers nût u z'Winterszyt wenig z'Schuel gange, u bi doch Regierigsstatthalter worde!

Was Hänschens nicht lernt, lernt Hans nimmermehr,
Und sprüüzet und brüstet er sich noch so sehr.
Hat Hänschen die Jugend versäumt, so bleibt Hans
Doch immer nur eine dumm schnatternde Gans.

Lustiges Rechnungsexempel.

Der hinkende Bote trat bei dem kalten Winterwetter in eine Schulstube, um sein hölzernes Bein am warmen Schulofen aufthauen zu lassen. Eben gab der Lehrer seiner Klasse Unterricht im Rechnen. Mit gewaltigen Schritten die Stube auf- und abschreitend und hie und da mit dem Haselstock gelegentlich auf einen Tisch schlagend, um die Aufmerksamkeit der Kinder aufzufrischen, ließ er sie Aufgaben im Kopfe berechnen. Und der Schulmeister sprach: Gät acht Chinder! Es het en Aetti zwe Buebe gha, un jetz schickt er si i-d's nächst Dorf ga Salz reihe, er het äbe kes meh g'ha. D's Pfund chostet grad-uus e Batze. Aer git ne e Feufbätzler und seit: darfür bringit der mer jetz Salz hei. Die Buebe gange, und unterwegs ganggle sie neumis zäme, und verlüüre ihre Feufbätzler. Jetz, Chnabe! sägit mer, wi viel Salz hei si hei bracht? — Nu, fuhr der Rechenmeister fort, nu Meitscheni, währet d'Buebe ihres zwäggattige, will i euch o öbbis uufgä. Es het eine en Aetti g'fragt, wie alte bisch de jetze grad use? Der Aetti antwortet, da chasts errathe, i bi grad no einisch so alte as mi älteste Bueb. Nu, jetz Meitscheni, weles hets z'erst? — Bei dieser erstaunenswürdigen Weisheit kam dem Boten in den Sinn, daß er einst vor 20 Jahren zufälliger Weise mit einigen Bekannten einem Schullehrerexamen beigewohnt hat. Der Schulkommissär kam zum Kapitel von der Naturgeschichte, wendete sich an einen der Schulmänner, welche die Prüfung bestanden und fragte: was sind Amphibien? Keine Antwort. Gleiche Frage, gleiches Stillschweigen. Mit etwas ärgerlichem Tone fragt er nun zum drittenmal: könnt Ihr mir denn nicht einmal sagen, was Amphibien sind? He wohl, antwortete nun der Gefragte, es sy d'Chrotte und d'Stubefliege, Herr Kumisär!

Schuster blyb bi dynem Leist!
Wed' nit meh als sövli weist,
La mer d'Chinder styf i Ruh,
Blyb daheim u nagle d'Schuh.

Eh nu so ja de!

Es ist dem Boten ein altes beschriebenes Blatt in die Hände gefallen, das eine kurzweilige Merkwürdigkeit aus alter Zeit enthält, die den Lesern mitgetheilt zu werden verdient. — In einem Schreiben eines Amtmanns an die Regierung von Zürich vom 8. Hornung 1620 heißt es: „Deß in nechster pündtnerischer unruhe im Pretigeuw erschlagenen Capuziners (pater Fidelis genambt) reliquien und sonderlich die Schüdelen, so anders im Ausgraben die rechte antroffen worden — wirdt zu grosen wunderwerchen gebrucht, wie denn by etlich wochen von einem besessenen weib 13,380 böser geister durch die Capuziner — ihrem Vorgeben nach — ausgetriben worden, der Beelzebub aber noch einzig in ihr geblieben, auch durch fürhaltung gedachtes erschlagenen Kuttenreliquien ꝛc. sich nit ergeben wollen, bis endtlich verschienenen Sonntag 14 Tag im Beisyn groser Menge des zugelofenen volks, in ihrer kirch gedachtes (Capuziners Fidelis) sein Schüdelen an ihr Haupt gehalten worden, da dann er (der Beelzebub) geschrauwen, ausgewichen, aus der Luft einen rostigen schlüssel geworfen; Anzeigend, das wäre der Schlüssel mit welchem er den Eingang gehabt ꝛc. also das durch solches betrügliches angerichtetes Wunderwerch das gemeine Volk seinen tod zu beklagen, und zu einer Rach incitirt (angereizt) wird.“ — Also nicht minder als dreizehntausend dreihundert und achtzig Teufel in einem einzigen Weibe, und obendrein noch Beelzebub, der oberste der Teufel! Also fährt der Teufel vermittelst einem alten rostigen Schlüssel in die Seele! Also sind viele tausend Teufel sammt ihrem Oberherrn so elende arme Teufel, daß sie ein Todtenschädel überwältigt! Das ist — zum Lachen oder Weinen, je nachdem man's nimmt!

Eine grausame Historie

von einem alten Ritter und wie es demselben ergangen. In schöne Reim bracht und an's Licht gestellt von Sebaldus Wohlgemuth, Sigerist und Organist in W.

Irgendwo im Vaterland
Steht ein Thurm am Felsenrand.
War vor Zeiten gar ein Schloß,
Weit und fest und stark und groß.
Wohnt darin ein Freiherr gut,
Der mit keckem Rittermuth
Täglich zog zu Fehd und Schlacht,
Und viel Beute heimgebracht.
Trieb auch, sagt die Chronik, glaub
Plünderung und Straßenraub;
Und bei all dem bösen Spiel
Sammelt er der Schätze viel.
Hätt' euch traun, die halbe Welt
Abgekauft mit seinem Geld.
Aber — wie's im Sprichwort steht:
„Krüglein zu dem Brunnen geht
„Bis es endlich doch zerbricht.“
Strafe fehlt dem Frevel nicht;
Und der Sünde folgt die Rach
Oftmals auf dem Fuße nach.
Müde dieser Tyrannei
Eilen Ritter viel herbei;
Sammelt sich zu Fuß und Roß
Bald ein ganzes Heer um's Schloß;
Thun den Freiherrn gar eng ein:
Lassen nichts in's Schloß hinein;
Und der wilde Krieger Hauf'
Stürmt gewaltig dran und drauf;
Und den frechen Rittersmann

Wollten sie getödtet han.
Jeder nimmt in seinem Sinn
Schon sein Theil vom Schatze hin.
War es gleich gestohlen Gut,
Dünkts doch alle recht und gut.
Endlich dringen sie in's Schloß;
Und der Freiherr auf dem Roß
Stürzt sich von der Felsenwand,
Seinen Tod im Abgrund fand.
Jetzt die Sieger wohlgemuth
Suchten flugs nach Geld und Gut;
Spähten überall umher
Wo der Schatz verborgen wär,
Aber — wie man tobt und flucht! —
Ueberall umsonst man sucht;
Kisten, Kasten, Mäuseloch,
Geben keinen Kreuzer doch.
Drob, in wildem Zorn entbrannt,
Stecken sie das Schloß in Brand.
Was mit Sünden man gewinnt
Also in den Staub zerrinnt.
Jedes Unrecht bringt Gefahr.
Merk dir's, Leser, immerdar.

Droben in dem Thurm es spuckt!
(In der Chronik stehts gedruckt;
Und wer etwa Zweifel hat
Les es dort am sechsten Blatt).
Das vergrabne Geld und Gut
Steht da in des Teufels Huth.
Jährlich nur an einem Tag
Man den Schatz erschauen mag;
In der Mittagssonne Strahl
Sonnt ihn Satan allzumal;
Hell der Glanz zum Thale blitzt!
Doch der so daneben sitzt
Scheuchet wohl des Holens Lust
Aus des frechsten Menschen Brust.
Denn welch' noch so tapfrer Mann
Bindet mit dem Teufel an?
Doch des Schatzes heller Glanz
Blendet manches Herz so ganz,
Daß es Hexenspruch und Bann
Wendet in dem Schlosse an.
Doch der Meister Spruch und Bann
Nie den Schatz erheben kann;
Und er kommt zu Tage nicht,
Ob man gleich lateinisch spricht.
Endlich doch zu guter Stund
Man den rechten Mann noch fund.
Kam glaub aus Egypten Land,
Und die schwarze Kunst verstand.
Der quartirt im Schloß sich ein;
Läßt sich schmecken Fleisch und Wein;
Auch den Lohn so Tag für Tag,
Er nicht wohl verschmähen mag.
Nachts dann in der zwölften-Stund
Macht um's Schloß er stets die Rund;
Treibt da einsam, ohn' Verbunst
Fast ein Jahr lang seine Kunst;
Und zuletzt er rühmend spricht:
„In drei Tagen fehlts dir nicht
„Auf des Schlosses wüstem Platz
„Findst du den gehofften Schatz."
Wohl bezahlt zog er dahin! —
Und was war nun der Gewinn?
Ei! Mein lieber Leser gut!
Weißt nit was der Teufel thut?
Er, ein Vater aller Lug
Sendet Knechte zum Betrug.
So fand man auf jener Stelle
Eine alte Pflasterkelle,
Läusestrehl und Pfannenstiel.
Das war nun das End vom Spiel.

Joggeli wehr di!

Im Winkel sitzt der Bote. Da tritt ein Männlein in die Stube, klein, breit, verwachsen, mit großem Kopf und gewaltiger

Nase, und alle Gesichter werden heiter, und aus jedem Munde kömmt der Gruß: e grüß Gott Joggeli! Und: danki Gott, sagt dieser, legt seine Mausertasche mit dem krummen Messer auf den Tisch und sagt: „ist ächt neumer da, daß mir e Schoppe zahlt? Geld han i keis!“ Und ein alter Mann befiehlt Brod und Wein, und Joggeli sagt: vergelds Gott. — Aber das Stubenmeitli vexirt den Burschen und sagt: „bin i no geng dy Schatz?“ Eh b'hütis ja, u no mengi andri!“ „Aber wenn wotsch de Hochzyt ha?“ — „Weist wohl! we-n-i die letsti Mus g'fange ha! De chast mer es schöns Mahl rüste. E Fleischsuppe vo-me-ne alte Marchstei, u Grüns druf vo Heustüfle! Es Voresse von-e-re alte Parügge, un es Bratis von-e-re ybeizte Chellerstege!“ Da dachte ich: Joggeli, du bist ein Hanswurst. Aber da macht sich nun ein junger Halbherr hinter ihn, und foppet ihn aus, und Joggeli schweigt still. Endlich als er genug hat, so giebt er Antwort: „Ich denke Bäbeli würde doch lieber mich nehmen, ich bin hübscher als du mit deinen Beinen wie Kommetschyter!“ — Hm! sagt Joggeli, besser unten chrumm auswendig als oben inwendig! — „Einmal mir gefällst du gar nicht!“ — Joggeli: „Weist warum? wyl dir niemer g'fallt, als du selber!“ — „Du bist doch nur ein elender Mauser!“ — Joggeli: „I bis emel worde, aber du no geng nitl Schulmeister.“ Jetzt lachten alle überlaut. Aber der Halbherr ward zornig und sagte: Ein solcher Lump, der nicht vermag seinen Schoppen zu bezahlen, soll mich nicht verachten! Jetzt steht Joggeli auf, zieht seine Kappe, verneigt sich dreimal und sagt: „Hochgeehrter Herr, es isch mir ebe gar leid derfür, daß ander Lüt mys Geld hei!“ Jetzt kommt jenen das Husten an; einer thut einen langen Pfiff; ein andrer ruft: das hauts! Und der Halbherr schleicht aus der Thüre. — Warum? Je! sein Vater hatte Joggelis Vater durch ein ungerechtes Prozeß um Hab und Gut gebracht. — Auf der Straße sagte mir Joggeli: Ich bin arm und verwachsen; damit die Leute meiner nicht spotten, belustige ich sie mit Possen. Will aber Jemand, wie der Gelbschnabel, sich an mir reiben, so kriegt er sein Theil, und ich denke es ist recht so.

Auf kurze Frage kurze Antwort.

Ein Prinz, welcher kurze und bündige Antworten liebte, fragte einst unterwegs einen Menschen, der mit Extrapost fuhr: „Woher? Wohin? Wofür?“ Der Reisende antwortete plötzlich: „Von Lyon, nach Paris, um eine Pfründe.“ — Sollst sie haben,“ antwortete der Prinz und hielt Wort.

Die beiden Freier.

In A.... wurde die Tochter eines reichen und klugen Mannes von zweien Bürgern zur Ehe begehrt. Der Vater zog den ehrlichen Mann, der arm war, dem andern vor, welcher weniger Ehrlichkeit aber viele Reichthümer besaß, und sagte: „Ich will zu meinem Schwiegersohn lieber einen Mann ohne Vermögen als ein Vermögen ohne Mann haben.“ — Merkt's ihr Väter!

Edle That.

Ein gemeiner Soldat rettete dem Obersten seines Regimentes, den man umbringen wollte, das Leben. Der Oberst, der den Soldaten nicht kannte, fragte ihn: „Wie ist dein Name?“ — „Herr Oberst, alle meine

Kameraden heißen wie ich," antwortete der Soldat und verbarg sich unter der Menge.

Die bekümmerten Eheleute.

Ein sterbender Mezger zu N . . . sagte zu seiner am Bette sitzenden Frau: „Schau, Lisette, ich sterbe und da rathe ich dir, nach meinem Tode unsern Mezgerknecht Jakob zu heirathen. Er ist ein guter Bursche und versteht das Handwerk wohl." — „Du hast recht, mein lieber Mann, ich habe auch schon daran gedacht."

Die Mutter und die Tochter.

Eine Mutter sprach zu ihrer Tochter: „Du gutes Kind, wer einen Mann nimmt thut wohl daran, wer aber keinen nimmt thut besser." — „Aller Anfang im Guten ist schwer," antwortete die Tochter. „Ich will in Gottes Namen mit dem Wohlthun den Anfang machen, bis ich's besser lerne."

Beichte einer alten Jungfer.

Ja! Es ist wohl ein Unglück eine Jungfer sein! Aber es ist nun einmal so! Ich kann nichts dafür! Man sagt zum Heirathen müssen immer zwei sein! Was halfs mir, daß ich seiner Zeit gerne gethan hätte, wie geschrieben steht? Jo, wenn ich etwa die Meisterlosige gemacht hätte, und mir keiner gut genug gewesen wäre! Aber das ist nicht! Wohl aber bin ich mehr als einmal angeführt worden. Sie meinten eben sie wollten nur so mit mir den Narren treiben, und wenn ich dann Ernst machen wollte, so stellten sie draus. Einmal war's schon abgeredet und versprochen. Ich meinte ich sollte von einer alten Base erben. Aber die Base vermachte ihre Sache einer andern, und jetzt fand mein Schatz, wir schicken uns nicht für einander. Ein andermal kam es bis zum Verkünden. Aber ich mußte wieder singen:

„Es ist abermal us!
„Es git aber nüt drus!
„We=n=i meine
„I heig eine
„So lauft er mir drus."

Denn nun kam eine daher, die hatte ihre Gründe unter dem Herzen, und ich mußte zurückstehen. Was kann ich dafür? — Jetzt hab' ich zum Schaden noch den Spott. Man lachet mich aus, und schwatzt mir vom Gyrizenmoos die Ohren voll! Niemand frägt mir etwas nach. Da sitz ich einsam neben meinem Spinnrad, und meine Katze sitzt neben mir, und spinnt auch! Ich seufze über die böse Welt, aber die Katze nimmt keinen Theil daran. Das Glück kehrt nicht eben viel bei mir ein. Aber wenn mir schon etwas Gutes begegnet, es will sich Niemand mit mir freuen. Kommts bös — kein Mensch frägt darnach. Und bin doch unschuldig an meiner Einsamkeit. Aber es geschieht dem untreuen Mannenvolk schon recht. Es ist doch mancher alte Schatz jetzt übler dran, als wenn er mich genommen hätte! Dem Hans balget sein Weib alle Tage die Ohren voll! Der Benz — je nu! Er weiß wohl, daß er nit der einzig ist — aber i säge nüt! Dem Res sys Babeli het von synem Brönztrinken eine rothe Nase wie ein Welschhahn! Ich mags ihnen wohl gönnen, warum haben sie es mir so wüst gemacht. Muß ich doch selber von den Nachtbuben mich verspotten lassen, daß sie mir am Fenster döppelen und Spottliedli singen. — Ja! Ja! Niemand hat Erbarmen mit einem alten Meitschi.

Wenn ich einsam Thränen weine,
O so blutet mir mein Herz.
Ich bin einsam und alleine
Und von allen Männern keine
Achten nur auf meinen Schmerz.
Nur der Tod wird sich erbarmen,
Wenn er ausstreckt seine Armen.

Die Ueberfahrt nach Amerika.

Der hinkende Bote macht des Jahrs gar viele und lange Reisen, und was er etwa Merkwürdiges hört und sieht, das erzählt er auf's Neujahr seinen Lesern. Er hörte viel von den zahlreichen Auswanderungen nach dem neuen Welttheil, wo schon manche ehrliche Bauernfamilie ihr Glück gesucht, aber nur Elend gefunden hat. „Ich will doch einmal die Reise mitmachen und das Ding ein bischen mit eigenen Augen ansehen," dachte der Bote. Gesagt, gethan; er macht die Reise mit. Das Merkwürdigste war die Seefahrt, oder besser gesagt die Meerfahrt auf dem großen atlantischen Ocean. Auf dem Schiffe waren gar viele Leute von verschiedenen Nationen. Der Bote hielt aber zu seinen Bekannten aus dem Schweizerland und besonders zu einer Familie, deren Großvater schon sein Freund gewesen war. Die Familie bestand aus Vater und Mutter, einem Sohne von 18 und einer Tochter von 16 Jahren, und dem Bruder der Mutter, einem Manne von 30 Jahren. Einmal saßen die Mutter Lise, ihr Bruder Jakob und ihre Tochter Mareili unten im Gemach, das für die Reisenden aus der weniger bemittelten Klasse bestimmt ist. Nach langem Stillschweigen sagt auf einmal der Bruder Jakob zu seiner Schwester: „Säg' Schwöster es düecht mi neume, das Schiff waggeli und blampi so umen und ane; es het mer scho lang welle trümlig werde. U jetz brönnt's mi no gar im Magen und i de Därme, wie wenn i Müsegift g'fresse hätt'. Was Düfels isch ächt o das?"

Lise: O, schwig, Köbi, mir isch's o zum Sterben übel. Hei si-n is ächt öppe es böses Chrut oder g'stampfets Glas i'd d'Suppe tha?

Mareili (die Tochter): Min Gott nei, Mutter; das ist nüt angers. Der Schulmeister het mer's einisch g'seit, we mer de uf em Meer syge, so werd' es is chözerig, aber es mach nüt, es gang o vorby, u mi sägt dem d'Seechrankheit.

Lise, die Mutter: Häb' di still, du dumms Meitschi, we du wüßtist, wie's mer wär; so würdist nit so dumm rede. Was weiß doch der Schulmeister, der si'r Lebtig nie im-e-ne Schiffli g'hoket ist, wie's eim e so uf-em wyte Meer usse z'Muth ist.

Unterdessen geht Jakob an's Fenster, und ruft dem Uli, wie es allen ergeht, die zum ersten Male eine Seereise machen. Die Mutter wird je länger je stiller, seufzt zuweilen tief und lehnt den schweren Kopf hinten an die Wand. Nun kömmt ihr Sohn, der Hans, mit raschen Schritten vom Verdeck (dem obersten Boden des Schiffs) herab und ruft: Mutter, Mutter, chum hilf. Der Aetti lit doben uf-em Schiff am Boden wie n'es Pfund Schnitz; es chutet, windet und regnet, was abe ma; er isch dür und dür naß, und luegt dri wie wenn er sterbe wett.

Mutter: Minetwege.

Hans: Aber Mutter; es chöme Wellen über d's Schiff; sie chönnte der Vater abe schwemmen.

Mutter: I Gotts Name; so heig's ne; i wett i wär o scho dunde.

Hans: O Mutter, i b'chenne di nümme. Wie channst o so schröcklich rede, wenn der Vater i Lebesg'fahr ist.

Mutter: Min Gott, i bi o drinn; i stirbe, i stirbe.

Nachdem sich jedoch der Magen der Mutter auf die allernatürlichste Weise entleert hatte, wurde es ihr wieder wöhler. Hans und Mareili giengen indessen auf's Verdeck und blieben beim Vater, bis auch er sich erleichtert hatte und der Krankheitsanfall vorüber war.

Der Bote sah alles ruhig an, und als nachher die Familie wieder beisammen war, sprach er: Seht, liebe Leute, so viel Ungemach habt ihr schon erfahren, und doch ist die Reise noch lange nicht zu Ende, und ihr wißt noch nicht, ob das Schicksal, das euch in der neuen Welt erwartet, nicht zehnmal ärger ist, als die Seekrankheit, die euch alle vorhin so sehr geplagt hat, daß sich keines mehr um das andere bekümmern mochte. Wäre es wohl nicht besser gewesen, ihr wäret zu Hause geblieben.

Nach überstandener Krankheit war aber die Familie wieder ganz froher Hoffnung auf die Zukunft, und meinte, der Bote sehe immer alles gar trübe an. Der Bote hat aber seine Meinung nicht geändert, und erzählt euch vielleicht, liebe Leser, ein ander Mal, wie's jener Familie in Amerika ergangen ist.

Wohl dem, der zu Hause bleibt,
Still, mit Fleiß sein Handwerk treibt.
Wer hinaus in's Weite rennt,
Dort nicht Land noch Leute kennt,
Wer nicht horcht auf g'scheidte Leut,
Hat's schon oft zu spät bereut.

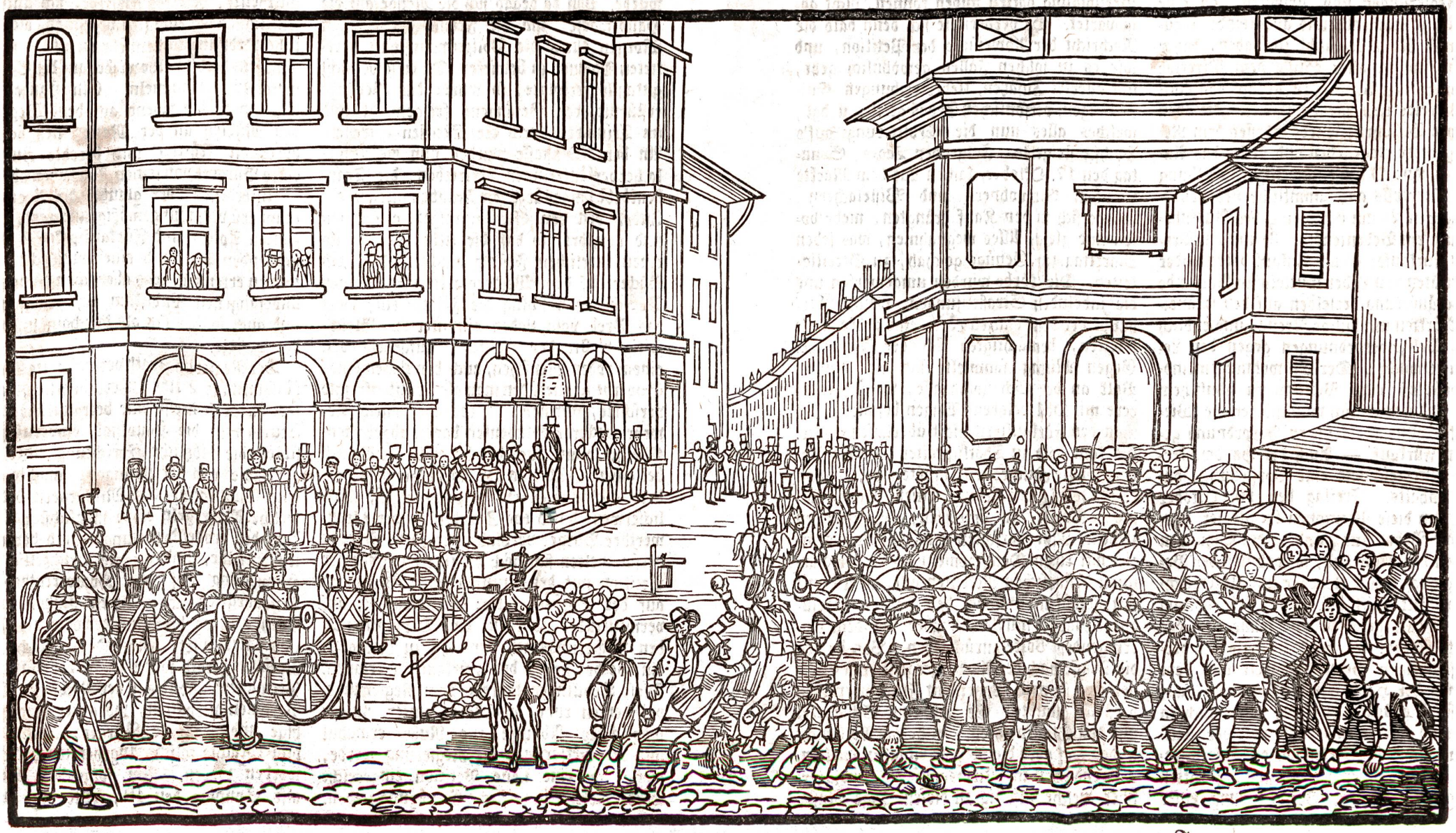
Der Marktkravall in Bern,

am 17. und 18. Oktober 1846.

(Siehe die Abbildung.)

Noch bei der Ernte im vorigen Jahre hätte kein Mensch gedacht, daß im Spätjahr eine Lebensmittelnoth und Theuerung in dem Grade stattfinden würde, wie man sie seit den Hungerjahren 1816 und 1817 nicht mehr erlebt hat. Als aber im Herbste die Kartoffelernte, welche schon das Jahr vorher durch die noch jetzt so räthselhafte Krankheit mißrathen war, nun gänzlich fehlschlug, so gaben sich alsobald die Anzeigen einer bevorstehenden Lebensmitteltheuerung kund. Daß auch der Wucher, wie gewöhnlich, da seine Hände im Spiel hatte, läßt sich wohl begreifen. Besonders aber erweckte der Fürkauf aus den benachbarten Kantonen auf dem Markte in Bern große Besorgnisse und erregte Erbitterung unter der ärmern Volksklasse. Schon damals wünschten öffentliche Stimmen, daß die Regierung durch wirksame Maßregeln der drohenden Noth so schnell und so kräftig als möglich entgegensteuere und so die entstehende Aufregung dämpfen möchte. — Am Sonntage den 4. Herbstmonat fand auf der Schützenmatte eine Versammlung statt. Eine Bittschrift in jenem Sinne wurde berathen, erhielt sogleich nahe an 1000 Unterschriften, welche später sich noch mit einigen hundert vermehrten. Bei dieser Versammlung schon ließ sich die unter der ärmern und gewerbtreibenden Klasse herrschende bedenkliche Stimmung bemerken, welche sich an einem Bäcker und einem Müller, die sich unbesonnene Aeußerungen zu Schulden kommen ließen auf handgreifliche Weise Luft machte.

Der Marktkravall in Bern,
am 17. und 18. Oktober 1846.



Die Regierung war zwar allerdings nicht unthätig, scheint indessen so wenig, wie andere Regierungen und Privaten, an eine so schnell zunehmende und anhaltende Theurung und Noth geglaubt zu haben, daher sie auch nur in aller Stille dem Direktor des Innern den Auftrag zu Ankauf von einigem Getreide und Mehl ertheilte. Die oben erwähnte Bittschrift wurde indessen dem Regierungsrathe eingegeben und stellte das Ansuchen an ihn: 1) um einstweilige Aufhebung des Einfuhrzolls auf sämmtliche Lebensmittel, dagegen 2) um Erhöhung des Ausfuhrzolles um ein Bedeutendes; 3) um ein Verbot des Fürkaufs; 4) um Ankauf bedeutender Quantitäten von Lebensmitteln im Auslande und Veräußerung derselben auf den inländischen Märkten um billige Preise, und endlich 5) um Polizeiverordnungen gegen den Lebensmittelwucher. Der Einwohnergemeindrath beschloß eine Petition in ähnlichem Sinne und namentlich wünschte er die Wiederauffrischung der frühern Verordnung gegen den Fürkauf. — Auch der Handwerkerverein unterzeichnete eine Vorstellung ähnlichen Inhalts. Freitag den 16. Oktober kamen nun diese Petitionen im Regierungsrathe zur Behandlung und da die Sitzungen desselben öffentlich sind, so wohnten der Berathung auch einige Urheber und Unterzeichner der Bittschrift bei. Die Verhandlung scheint lebhaft gewesen und namentlich das begehrte Verbot des Fürkaufs, als der verfassungsmäßigen Gewerbsfreiheit und dem Grundsatz der Handelsfreiheit zuwider, auf Widerstand gestoßen zu sein, daher auch in dasselbe so wie in andere Punkte der Petition gar nicht eingetreten wurde. Die anwesenden Unterzeichner der Vorstellung hatten sich sogleich nach der Verweigerung eines Verbotes des Fürkaufs entfernt und die übrigen Verhandlungen, in denen sie noch einige Beruhigung hätten finden können, nicht abgewartet. So verbreitete sich denn bald die Nachricht der Abweisung der Petition, und wie es in solchen Fällen gewöhnlich geht, mit allerlei Zusätzen, Uebertreibungen, Entstellungen, persönlichen Gehässigkeiten u. dgl., welches alles nun die Erbitterung auf's Höchste steigerte. Folgenden Tages, Sonntag den 17. Oktober, kamen auf dem Markte zwischen Einwohnern und Wistelachern, welche sich in den Kauf drängten, mehr boten und gleich Alles wegnahmen, was jeden Markttag zur Genüge geschah, zu Streitigkeiten. Die Körbe wurden umgeworfen und die jubelnden Straßenjungen, welche überhaupt bei dem ganzen Lärm eine große Rolle spielten, bemächtigten sich der Vorräthe. Gegen Mittag sammelte sich ein Haufen Volk an der Schauplatzgasse, wo sich mehrere mit Obst beladene Wagen befanden, die man den Fürkäuflern nicht überlassen wollte. Es kam bald zu Thätlichkeiten und die Polizei wollte einschreiten, mußte aber, obschon es ihr wenigstens gelang, einen Mann, Namens Ruchti, zu arretiren, den Kürzern ziehen. Nun marschirte ein Instruktionsoffizier mit einem Detaschement der in der Garnison befindlichen Rekruten auf, wollte mit mit gefälltem Bajonet den Haufen auseinander jagen, mußte sich aber vor dem eindringenden Volke zurückziehen. Von da zog die Masse nach der Aarbergergasse zum Sternen, wo sie noch Wagen mit Fruchtvorräthen versteckt glaubte. Es gab eine Schlägerei mit den Stallknechten, welche das Volk nicht in den Hof oder die Remise einlassen wollten, während oben im Wirthshause die Landjäger, über welche zufällig an diesem Tage Musterung gehalten worden war, tanzten, eine Belustigung, welche jedoch bald unterbrochen wurde. Von da begab sich die Menge auf die Hauptwache, um die Freilassung des am Morgen durch die Polizeimannschaft arretirten Mannes zu bewirken. Da dieselbe nicht gutwillig erfolgte, so wurde das Gebäude erstürmt, der Gefangene freigemacht und im Triumphe durch die Straßen getragen. An der Kramgasse wurden nun die Wistelacherverkäuferinnen vertrieben, die Traubenkörbe umgestürzt, die Trauben mit großem Jubel von den Straßenjungen aufgelesen und verzehrt, so daß die liebe Jugend sich einen herrlichen Festtag machte. Auch ein Bäcker auf dem Weibermarkte erhielt einen Besuch, man schlug die Fenster ein, warf das Brod vom Laden hinunter ꝛc. Gleichzeitig wollte der Haufen, aufgehetzt von einem rohen Menschen, auch den Laden eines Gewerbsmannes, den man als Jesuitenfreund verschrie, stürmen, wurde aber durch Abwehr wackerer Studenten davon abgehalten. Ebenso konnte auch der beabsichtigte Besuch bei einem Bäcker an der Aarbergergasse, wo bereits Steine gegen das Haus flogen, glücklicherweise durch das Zureden einiger ehrenwerther Bürger verhindert werden. Abends versammelten sich noch die Unterzeichner der Petition mit den unzufriedenen Stürmern auf der Schützenmatte; man wählte, auf vermittelndes Zureden, eine Deputation an den Regierungsrath, um ihn zu bewegen, ein Verbot gegen den Fürkauf zu erlassen. Diese Deputirten wurden vom Regierungspräsidenten ruhig angehört, unter Zusage möglichster Abhülfe zur Ruhe ermahnt mit der Erklärung, die Regierung werde, wenn ihr eine neue Petition eingereicht werde, dieselbe in reifliche Erwägung ziehen. Als die Deputation diese Antwort dem noch versammelten Volke auf der Schützenmatte mittheilte, beschloß dasselbe, sich unter diesen Umständen ruhig zu verhalten, die öffentliche Ordnung nicht mehr zu stören und sich Morgens halb 11 Uhr wieder auf der Schützenmatte zu versammeln. Ein Haufe jedoch war am späten Abend auf dem Wege nach den Mühlen an der Matte, ließ sich aber durch die kräftige und beredte Zusprache eines Bürgers von seinem Vorhaben abhalten.

Unterdessen aber glaubte die Regierung, kaum erst verfassungsmäßig eingesetzt, in dem ganzen Apfel- und Fürkaufspektakel den beginnenden Ausbruch einer politischen Reaktion zu erkennen, was aber schon damals vom unbefangenen Publikum bezweifelt wurde, und auch seither sich als durchaus unbegründet erzeigte.

Der Regierungsrath versammelte sich schon Nachmittags 2 Uhr außerordentlich, ließ sofort durch Expresse eine beträchtliche Anzahl Truppen in die Hauptstadt einberufen, beschloß die plötzliche Errichtung einer Bürgerwache von Freiwilligen, machte durch eine Publikation den Mitbürgern bekannt, welche Maßregeln er zu möglichster Abwendung der drohenden Hungersnoth bereits getroffen habe, und warnte gleichzeitig unter Hinweisung auf das Hochverraths- und Aufruhrgesetz vor weitern Ruhestörungen. Abends bezog die Bürgerwache die Posten und patrouillirte während der Nacht. Der Regierungsrath war nun in der Caserne in Permanenz und ließ in der Nacht eine Menge Personen verhaften, worunter mehrere ruhige und geachtete Bürger, welche durch hinterbrachte falsche Angebereien verdächtigt worden waren. Am folgenden Morgen, also Sonntag den 18., sollte nun auf der

Schützenmatte zu Berathung und Abfassung einer neuen Vorstellung an den Regierungsrath eine Versammlung stattfinden, welche aber durch Militärgewalt verhindert wurde. Viele begaben sich nun nach dem Kornhause, wo sich, wie man hörte, bereits eine Menge Bürger versammelt hatten, welche das Weitere zu Verhütung ähnlicher Auftritte zu besprechen beabsichtigten. Niemand war bewaffnet. Indessen glaubte man höhern Orts in der Besorgniß, es möchten bei der vorhandenen großen Aufregung neuerdings Unordnungen stattfinden, auch diese Versammlung verhindern zu sollen, und suchte die Bürger durch Abtheilungen reitender Jäger, welche auf dem Kornhausplatze hin und her ritten, zu zerstreuen. Das Einschreiten des Militärs erregte bei den Einen ernstliche Bekümmerniß vor betrübenden Folgen, bei den Andern aber, und namentlich wieder bei der halberwachsenen Jugend theils Muthwillen theils wirkliche Erbitterung, welche sich durch beleidigende Worte, durch Pfeifen, Hohnlachen und endlich durch Steinwürfe kund gab. Nach einiger Zeit, während welcher man gespannt der weitern Entwicklung entgegensah, erschien Artillerie mit vier Piecen auf dem Kornhausplatze. Die Kanonen wurden vor den Augen der Bürger mit Kartätschen geladen; die Artilleristen standen mit brennender Lunte daneben, ernst und entschlossen das weitere Kommando gewärtigend. Sowohl der Regierungspräsident als der Militärdirektor und der Regierungsstatthalter gaben sich nun alle Mühe das Volk zum ruhigen Auseinandergehen zu bewegen, indem sie Angesichts der drohenden Feuerschlünde, auf die unglücklichen Folgen ernstlichen Einschreitens aufmerksam machten und das Aufruhrgesetz verlasen. Ruhig giengen dann endlich auch die Bürger, obgleich kopfschüttelnd, nach Hause. Bis Abends blieben sämmtliche zu dem Kornhausplatze führenden Straßen durch das Militär und die Bürgerwache abgesperrt, so daß die Kommunikation zwischen dem obern und untern Stadttheil fast gänzlich unterbrochen war; die Wirthschaften blieben geschlossen. Indessen rückten noch denselben Tag die weiter einberufenen Truppen ein, und versahen nun mehrere Tage den Dienst zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, welche auch seither nicht mehr gestört wurde. Theils noch an diesem Tage theils an den nächstfolgenden wurden nun auch diejenigen Männer, welche von jeher den Ruf ruhiger Bürger genossen, und an deren Schuld der größere Theil des Publikums nie zu glauben vermochte, zu allgemeiner Befriedigung ihrer Haft entlassen.

So endigte der vielbesprochene Berner-Marktkravall. Wer jedoch die viel bedeutendern Unruhen betrachtet, welche im Verlaufe des letzten Winters und Frühjahrs aus Anlaß der Theurung und Hungersnoth in größern Städten auswärtiger Staaten, wie in Berlin, Stettin, Prag, München, Tübingen und Stuttgart, dann wieder in mehrern Städten Frankreichs, wie namentlich besonders ernstlich zu Mühlhausen ausgebrochen sind, wird dem Himmel danken, daß es, während an andern Orten Bürgerblut vergossen wurde, bei uns den Bemühungen der Behörden und den vielfachen Opfern, welche die bei uns stets bewährte Privatwohlthätigkeit gebracht hat, gelungen ist, der dringendsten Noth Abhülfe zu verschaffen, und dadurch allen weitern Unordnungen vorzubeugen.

K

Englische Wetten.

Daß die englischen Nähnadeln die besten, und die englischen Reisblei die feinsten sind, weiß Jedermann. Aber daß die englischen Narrheiten auch die besten in ihrer Art, d. h. die närrischsten sind, das wissen noch manche nicht. Es sagt wohl mancher, „i will mit dir wette was d'witt" und bleibt dabei, und wird nichts draus. Anders die Engländer! Bei denen ist das Wetten eine wahre Narrheit, und sie wetten auf die größte Lumperei gleich 100 bis 200 Duplonen. Z. E. In einem Kaffeehause laufen auf einer angelaufenen Fensterscheibe zwei Wassertropfen herab. Gleich sind ein paar hundert Guineen (ist eine Goldmünze) gewettet, welcher von beiden Tropfen zuerst unten anlangen wird. „O ihr Narren!" — Geduld, es kommt noch besser. Ein Engländer in Berlin wettete, er wolle eher zweihundert Schritte rückwärts (hindertsi) laufen, als ein andrer vierhundert vorwärts; und der Rückwärtslaufende gewann weitaus! — Ein vornehmer Herr wettete 2000 Guineen, daß er rückwärts zu Pferde sitzend, ohne sich umzusehen, in vier Tagen von London nach Edinburg reiten wolle, und ist vier Stunden vor Ablauf der Zeit eingetroffen! — Noch besser! Ein reicher Lord wettete, er wolle eine Heerde Gänse in kürzerer Zeit, als ein Anderer eine Heerde welscher Hühner von Norwich nach London treiben. Und wirklich gewannen es die Gänse um zwei Tage, denn sie giengen zwar langsam, aber Tag und Nacht fort; die Welschhühner aber setzten sich Nachts unter und auf die Bäume, und warteten, bis es Tag ward.

Was sagen nun meine Leser dazu?

Rudi. Jä, wenn einer ein Narr ist, so thut er ein Zeichen.

Grittli. I säge das, wenn eine nit weis, wo=n er mit sym Geld ane will, so macht er selig Narrheiten.

Benz. Es ist fry gut hei nit all Lüt sövel Geld u sy nit sövel Narre.

Der Bote sagt: Ich bin zufrieden mit Euch.

Erfindungen.

Der Bote hat einmal ein Sprüchlein gelesen, das heißt: „Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist desselbigen Menschen?" Und so ists auch. Es steckt oft im Geiste eines Menschen etwas, es weiß es kein Mensch. Ja oft weiß er's selber nicht. Einem Feuerstein sieht Niemand Feuer an. Schlage mit dem Stahl daran, und die Funken springen heraus. So mit dem menschlichen Geiste. Es liegt oft lange etwas in ihm verborgen, und schläft, wie das Murmelthier im Winter. Aber endlich kömmt die wärmende Sonne und weckt das Schlafende. Ueber diese kurze, aber schöne Vorrede will der Bote nachher eine längere Rede halten, jetzt aber einige Exempel erzählen.

Wer hat das Spinnrad erfunden? Denk wohl ein Drechsler! — Nein; der Steinhauer Jürgens. Wer die Spinnmaschinen für Baumwolle? Etwa ein großer Mechaniker? — Nein; ein Barbier Arkwrigth. Der Strumpfweberstuhl ist die Erfindung eines Magisters Lee. — Die großen weltberühmten Spiegelteleskope, Ferngläser, mit denen man so merkwürdige Entdeckungen am Sternenhimmel macht, hat der Musikus Herschel erfunden, und das Thermometer, das die Wärme oder Kälte anzeigt, ist von dem Bauern Drebbel erfunden worden.

So gescheid waren diese Leute, und hat es ihnen vorher Niemand angesehen, und wußten wohl selber lange nicht, was in ihnen steckte. Was soll man dazu sagen? Geduld, bis der Bote seine gelehrte Abhandlang gemacht hat. Was er selber nicht weiß, das wissen andere Leute.

Das Pfannen-Elsi.

„Was ist doch o mit dem Pfannen-Elsi? Sie hei da i der Zytig darvo g'lese, wie si es Wese heige mit ihre! Es muß emel neuis b'sungerbar fürnehms si!“ So fragte der Sigerist. Und der Schulmeister lachte und sagte: nein, vornehm ist sie nicht. Sie heißt nicht Pfannen-Elsi, sondern Fanny Elsler, ist nur eine Komödiantin und nur darum so berühmt, weil sie schön tanzen kann. „Eh daß di der Hung schieß. Ist das numen e settigi! U hei sövel es G'heie mittere!“ sagte der Sigerist. Ja, sagte der Schulmeister, und ist im Winter 1843 ein guter Spaß begegnet. Da hat die schöne Jungfer in Hamburg auch auf dem Theater getanzt, und sind die jungen Herren darüber fast hinderfür worden vor Freud'. Und als sie Nachts heimfahren wollte in einer Kutsche, fuhren eine Zahl junge Herrchen zu, wollten die Pferde ausspannen und die Kutsche mit der Dame selber ziehen. Aber der Kutscher verstand die Sache unrecht. Er meinte man wolle ihm seine Pferde stehlen, und schlug mit der Peitsche so tapfer drein, daß die jungen Herrchen auseinanderstoben, wie Spreuer vor dem Winde. — Das war gut. „Ja,“ sagte der Sigrist, „die brucht nit öppe hiehere z'cho! Es chönt so eire sauft öppis tüfelsüchtigs acho, daß sie mirs machti wie d's Herodis Töchterli dem Johannes; u darvo bigehrti i de nadisch nüt.“ Der Schulmeister hat mir's erzählt und gemeint, es sei doch ein Unterschied zwischen Johannes dem Täufer und dem Sigerist von N. . . . Und der Bote meint's auch.

Kurzweilige Unterhaltung.

Der Mann sitzt bei einem Fenster, die Brille auf der Nase, das Pfeiflein im Maule, und zählt die Fensterscheiben; denn es ist Sonntag und er kann nicht arbeiten. Die Frau sitzt am andern Fenster, auch mit dem Nasenklemmer, und rüstet Aepfelschnitz, — denn Essen muß man auch am Sonntag. — Lange sprachen beide nichts. Endlich gähnt der Mann; also giengs an:

Mann. — Uah!

Frau. Must gähne?

Mann. Uah! Ja. — Wieder langes Stillschweigen.

Frau nießt. Ebsi! Ebsi!

Mann. Must di ernieße?

Frau. Ja. — Langes Stillschweigen.

Mann hustet!

Frau. Must huste?

Mann. Ja. — Neues Stillschweigen.

Frau schneuzt die Nase.

Mann. Must schnütze?

Frau. Ja. — So giengs fort, bis die Schnitz gerüstet waren. Da machte der Mann noch einmal ein langes „Uah!“ Und die Frau unter der Thüre machte noch einmal „Ebsi!“ Und der Mann sagte halblaut für sich selber: „Mis Bäbeli ist nadisch geng churzwiligs.“ Und die Frau in der Kuchi sagte ebenso: „Mi Hans ist hüt gar lustige.“

Stierenen.

Bäbi. Hest g'seh! 's chunt im Meie aber es Stierenen i der Prattig!

Züst. „Was g'heit mi d's Stiereneu i der Prattig! Das chunt doch alli Jahr numen einisch. Aber i ha all Tag Stiereneu daheime, we mi Ma stier sternvoll us der Pinte chunt.“ — O wetsch! Es het g'fehlt!

Thut nix.

Zwei gut gekleidete Herren fahren in der Kutsche über Land. Ein reisender Handwerksbursche kommt daher, und raucht sein Pfeifchen ganz ruhig. Einer der Herren befiehlt dem Kutscher zu halten, ruft den Burschen herbei und fragt im Befehlshaberton: „Willst du mir Feuer geben? Recht gern Bruder, sagt der Wanderer.“ Da schreit der Herr zornig: „Ich bin der fürstliche Amtmann von Sch . . .“ „Thut nix Bruder,“ sagt der Handwerker ganz gelassen, — „ich gebe dir doch Feuer, wenn du schon der fürstliche Amtmann von Sch . . . bist!

Abermal ein armer Narr mit viel Geld.

Der Bote sagt immer, der Geizhals ist der größte Narr, und straft sich selbst. So der alte Schneider von Sindelfingen. Er war in seiner Jugend nach Petersburg gewandert, hatte sich dort verheirathet, und über vierzig Jahre dort gewohnt. Die Frau starb, die Kinder starben auch, und endlich kommt den fünfundsiebenzigjährigen Greis das Heimweh an. Er kömmt an in seiner Heimath, besucht ärmlich gekleidet seine Verwandten, und diese haben eben keine besondere Freude an dem armen alten Vetter. Er geht darum auf Stuttgart, miethet sich eine elende Dachkammer, ißt um 6 Kreuzer zu Mittag und lebt miserabel. Einmal hören die Hausleute einen schweren Fall in seiner Kammer, gehn hinauf, und finden ihn sinnlos, vom Schlage getroffen am Boden. Nach seinem bald erfolgten Tode fand man in seinem Koffer einige zerlumpte Kleider, und darunter versteckt einen Beutel mit 100 Stück doppelten Friedrichsd'or (sind schier doppelte Duplonen), und in einer Brieftasche für 30,000 Gulden Wechsel! Armer Narr mit deinen 50,000 Franken!

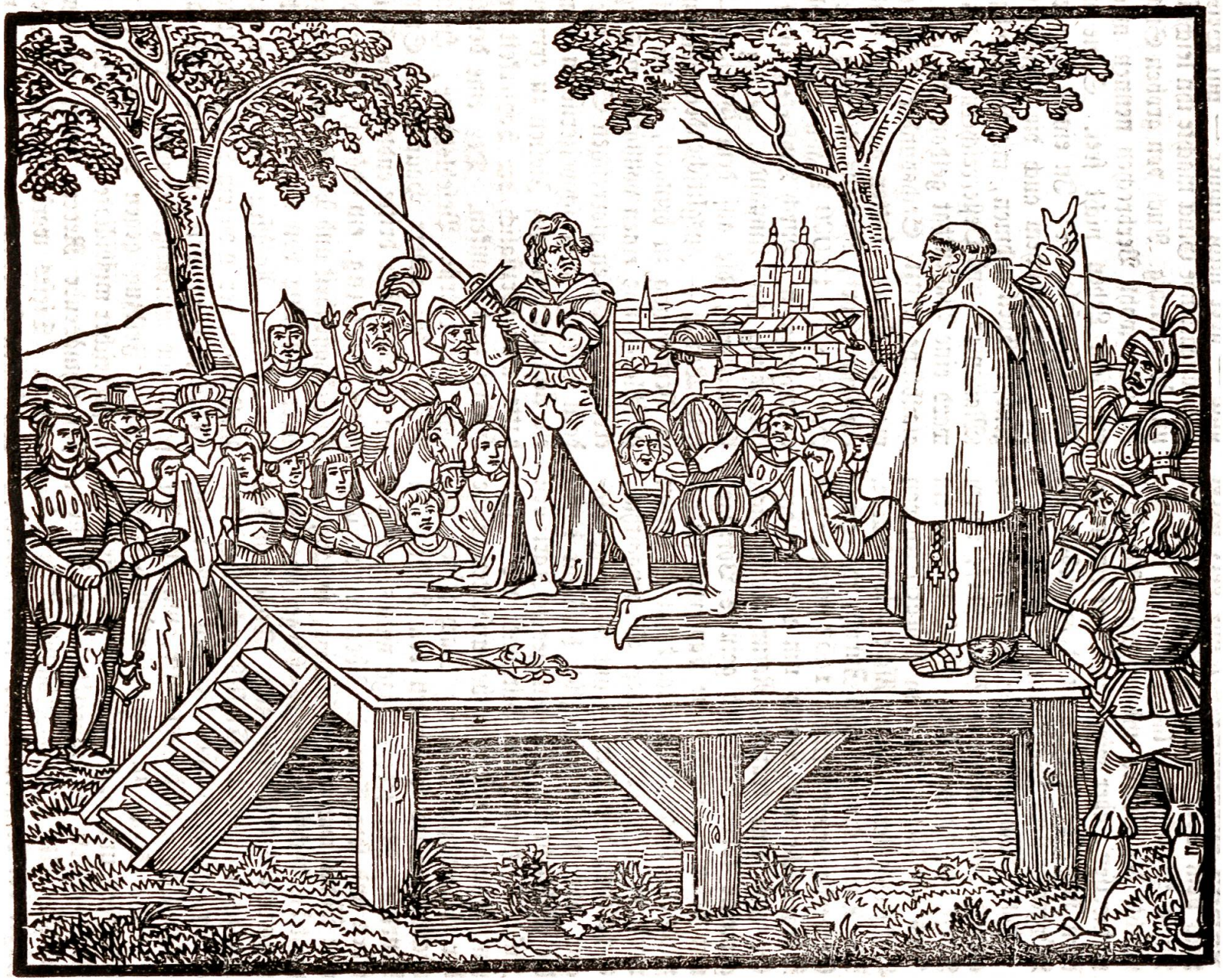
Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich.

(Frischhans Theilings Enthauptung.)

(Siehe die Abbildung.)

Auch Menschen mit großen geistigen Vorzügen können oft irdische Größe, Macht und Einfluß und anhaltendes Glück nicht ertragen, ohne sich zu verschlimmern; ohne entweder leichsinnig oder übermüthig zu werden. Gott straft schwere Sünder und große Verbrechen oft hier auf Erden, damit die Menschen schon hienieden seine Strafgerechtigkeit anerkennen und an seine Regierung über die menschlichen Handlungen und Schicksale glauben. Aber er läßt auch oft schwere Sünden und große Verbrechen lange, oft während des ganzen Lebens ungestraft, wir wissen meistens nicht, warum? — Doch einen seiner Gründe können wir errathen. Wenn alles Böse sogleich in diesem Leben gestraft würde, so könnten die Menschen sich einbilden, diese Erde sei der Schauplatz der Vergeltung, hier werden sie ausbezahlt; nach dem Tode sei nichts mehr zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten. Da aber diese Vergeltung gar oft auf Erden noch nicht eintritt, so nöthigt uns eine innere Stimme zum Glauben, das Endurtheil werde in die

Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. (Frischhans Theilings Enthauptung.)



Ewigkeit hinausgeschoben, und dort werde nach dem Tode die Vergeltung stattfinden. Diese Wahrheiten lassen sich in der Geschichte der Völker und einzelner Menschen nachweisen, aber wie nicht leicht einem andern sind sie insgesammt dem Leben des Bürgermeisters Waldmann aufgeprägt.

Hans Waldmann war der Sohn eines armen Landmanns von Blickenstorf, einem Dorfe im Kanton Zug. Noch war er ein Kind als dieses Dorf im Bürgerkrieg von Bürgermeister Stüßi in Asche gelegt wurde. Als Knabe kam er nach Zürich, wo er das Gerberhandwerk lernte. 1452 kaufte er das Bürgerrecht von Zürich um vier Gulden. Er war eine kräftige Natur, durch nicht gemeine körperliche und geistige Vorzüge, und besonders durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Nach der Schlacht bei Grandson ward er von dem Ritter Scharnachthal, Schultheiß von Bern, zum Ritter geschlagen. Er wurde vorzüglich berühmt durch die Schlacht bei Murten gegen Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, wo er wesentlich zu dem mit Recht bewunderten Siege der Eidgenossen beitrug. Nach seiner Zürückkunft ehrte jedermann den Helden von Murten. Mit jedem Tage wuchs sein Ansehen und sein Einfluß. Aber der ehrsüchtige Mann war nicht befriedigt, so lange er nicht die höchste Stufe des bürgerlichen Gemeinwesens erstiegen hatte. Diese war das Bürgermeisteramt. Er ließ nicht nach, bis er den Bürgermeister Heinrich Göldli von dieser Würde verdrängt hatte, um sich selbst an seine Stelle zu setzen, wodurch er sich denselben und noch mehr seinen Neffen Lazarus Göldli zu unversöhnlichen Feinden machte! Als Staatsoberhaupt führte er die Zügel der Regierung mit Kraft, zuweilen auch — aber nicht immer — mit Weisheit. Das anhaltende Glück machte ihn leichtsinnig und übermüthig. Auch von groben Sünden, die man wohl Verbrechen nennen möchte, war sein Leben nicht frei. Seine ärgste That war folgende: In einem Kriege der Urner, an welchem auch die übrigen Eidgenossen Theil nahmen, mit den Lombarden (Mailändern und Oesterreichern) im J. 1478 ward eine Waffenthat gethan, die an's Unglaubliche grenzt. Sechshundert Schweizer, meistens Urner, hatten auf einer Anhöhe ein festes Dorf, Namens Giornico, besetzt. Die Feinde, 15,000 Mann stark, wollten es wegnehmen. Durch Tapferkeit und kluge Benutzung der Umstände, gelang es den Schweizern, die auf dem Glatteis — es war Winter — ausglitschenden Lombarden in Verwirrung zu bringen, in die Flucht zu schlagen und einen vollständigen Sieg zu erringen. Diesen glorreichen Sieg, der viel dazu beitrug, dem schweizerischen Namen die Achtung von ganz Italien zu erwerben, hatte man vorzüglich der Tapferkeit dreier Helden zu verdanken. Der eine derselben war der oberste Befehlshaber, Heinrich Troger, der andere Hauptmann Stanga, ein Liviner. Der dritte endlich war Frischhans Theiling, ein schöner, großer, durch Rechtschaffenheit und Pflichttreue ausgezeichneter Jüngling von Luzern. Dieser hatte bei mehrern Anlässen den Bürgermeister Waldmann, der in diesem Krieg das Zürcher-Kontingent anführte, sich aber dabei saumselig und unthätig benahm, weil er den ganzen Feldzug gegen die Mailänder und Oesterreicher mißbilligte, bitter getadelt und sich schmähende Reden gegen Waldmann erlaubt. Dieses ward dem Bürgermeister von seinen Spionen hinterbracht — er warf

einen tödtlichen Haß auf Theiling. Nach einer Reihe von Jahren (im J. 1487), als die Sache längst in Vergessenheit gerathen zu sein schien, kam Theiling, welcher sich zu Luzern von einer Tuchhandlung ernährte, ganz ruhig und harmlos nach Zürich auf den Jahrmarkt, um Tuch zu verkaufen. Sogleich nach seiner Ankunft ward er auf Waldmanns Befehl verhaftet und gefoltert. Seine Frau, mit der er in glücklicher Ehe lebte, gerieth in Verzweiflung; ganz Luzern erschrack. Vergeblich aber waren die Bitten seiner jammernden Gattin, vergeblich die Verwendung einer ganzen Menge der angesehensten Bürger Luzerns, vergeblich die Einsprache der Regierung von Luzern, welche durch eine eigene Gesandtschaft die Auslieferung Theilings anbegehren ließ. Waldmann wies sie mit grausamer Härte ab, und sagte spottend: „Theiling muß fallen und wäre er auch so groß wie ein Kirchthurm.“ Frischhans Theiling ward, nachdem er die Qualen der Folter ausgestanden hatte, enthauptet. Ein andrer Mann, ein gewisser Hans Kraut, von Zürich, ward auch beschuldigt Uebels von Waldmann geredet zu haben — er wurde ersäuft. So verfuhr der gewaltthätige Mann. Seine weitere Lebensgeschichte und seinen Tod erzählt der Bote im künftigen Jahr.

Schmähschrift.

Als Kaiser Joseph der II. im Jahr 1781 mit seinen Klöstern etwas barsch verfuhr, ward einmal eine scharfe Schmähschrift in lateinischen Versen an eine Pforte der Domkirche angeschlagen. Der Kaiser, der darin übel beschimpft war, bot 200 Dukaten dem Entdecker des Verfassers. Aber bald war am gleichen Orte folgender Vers angeschlagen:

Es waren unser vier;
Ich, Tinte, Feder und Papier.
Es wird uns Niemand verrathen.
Wir pfeifen dem Kaiser auf seine Dukaten.

Gutes Gewissen.

Ohne Leben lebt der Welt
Wer nicht gut Gewissen hält.
Gut Gewissen in der Zeit
Hilft zur frohen Ewigkeit.

Gut Gewissen traut auf Gott;
Tritt vor Augen aller Noth,
Ist gepaart zu jeder Zeit
Mit der wahren Freudigkeit.

Gut Gewissen wird nicht blaß,
Vor Verhöhnung, Schmach und Haß;
Steht im Bündniß alle Zeit
Mit der treuen Redlichkeit.

Gut Gewissen achtet nicht
Was Verläumdung boshaft spricht;
Wahrheit leiht ihm ihren Mund,
Und macht seine Unschuld kund.

Ob ihm Wellen, Sturm und Wind
Feindlich oft entgegen sind,
Segelt auf den rechten Ort
Dennoch gut Gewissen fort.

Drum, wer stets vergnügt will sein
Halte sein Gewissen rein,
Gut Gewissen in der Brust
Ist des Menschen wahre Lust.